

Sehnsucht nach dem Jetzt

EINE ZEITUNG FÜR ALLE TAGE

DER 35. MAI

Über die Sehnsucht

Von **Andreas K. Öhler**

Goethe, der alte Junkie! Wo andere sich mit dem Rauschgift der Romantik noch zaghaft das Näschen puderten, hing er schon an der Nadel: „Nur wer die Sehnsucht kennt / Weiß, was ich leide! / Allein und abgetrennt / Von aller Freude, / Seh ich ans Firmament / Nach jener Seite. / Ach! der mich liebt und kennt, / Ist in der Weite. / Es schwindelt mir, es brennt / Mein Eingeweide. / Nur wer die Sehnsucht kennt, / Weiß, was ich leide!“ Das liest sich wie ein Suchtprotokoll.

Die Sucht nach dem Sehnen – nichts anderes bedeutet Sehnsucht ja – ist die einzige Droge, die bei Entzug den Rausch erzeugt. Der Flash liegt in der Unerreichbarkeit jeglicher Beglückung. Der Drogenkonsument zeigt, wenn er voll drauf ist, alle Symptome eines kalten Turkeys: isoliert von der Welt, orientierungslos, bar jeder Freude und Freunde – geplagt von körperlichen Schmerzen.

Die Sehnsucht, das ist der Hunger, der sich immerfort selbst verzehrt und damit mäset. Sie ist das vorausjagende Irrlicht, das wir im Grunde niemals mit Händen greifen wollen, denn wir wissen: gestillte Sehnsucht ist ein anderes Wort für Tod.

Sehnsüchte, die in Erfüllung gehen, sind letztlich Betriebsunfälle. Die amerikanische Objektkünstlerin Jenny Holzer installierte 1982 über dem New Yorker Times Square eine riesige Leuchtschrift: „Protect Me From What I Want“.

Wollen nicht alle Sehnsüchtigen letztlich davor bewahrt werden, dass ihr Wunsch in Erfüllung geht, schon der eigenen Sucht zuliebe? Wenn es dennoch nicht zu vermeiden ist, tritt so ziemlich das Schlimmste ein, was Sehnsüchtigen und Träumen passieren kann: indem sie von der Wirklichkeit über-



FOTO: Sachsenmaier/Seinfeld

blendet werden, fallen sie früher oder später dem Vergessen anheim. Wer kennt das nicht? Sobald wir eine Stadt in echt sehen, die wir in unseren Träumen imaginiert haben, wird das Traumbild gelöscht. Es ist nur unter erheblichem tiefenpsychologischen Aufwand oder mit Hypnose wieder herzustellen.

Die Wiedererweckung von Sehnsüchten, wenn sie denn einmal verfolgt sind, schafft allenfalls die Dichtkunst. Am besten in Verbindung mit Musik. „Tout finit par des Chansons“, sagen die revolutionsgestählten (und -gebeutelten) Franzosen: Alles endet im Lied. Liederdichter handeln mit Seifenblasen

und die Sehnsucht gehört zu ihrem Standardsortiment. Niemand sonst darf dieser Chimäre so schamlos auf den Leib rücken, wie es die Poeten tun. Die räumliche Distanz zwischen Wunsch und Wirklichkeit ist der Raum, in dem sich die Kunst abspielt – und in dem die Utopie ihren festen Wohnsitz hat.

Warum befriedigt Mick Jagger samt den Stones alle Sehnsüchtigen ausgerechnet mit dem Lied: „I can't get no satisfaction“? Die Beatles sangen „let it be“ und bekundeten damit, dass sie es niemals sein lassen würden, und Bob Dylan hat mit seinem Lied „Blowin' in the Wind“ den Wind auf ewig eingefangen.

Vergangenheitsgelige Sehnsucht heißt, wenn sie sich auf einen Ort bezieht: Heimweh. Umfasst sie ein verschwundenes Lebensgefühl, ist das Nostalgie. Die Sehnsucht in der Reinform ist also eine in die Zukunft gerichtete Projektion einer bereits gemachten Erfahrung, die sich im besten Fall wiederholen, im schlimmsten Falle enden soll. Wie der Wunsch oder die Hoffnung ist die Sehnsucht die Wegzehrung auf dem steinigen Pfad des Lebens, oder wir hoffen, dass sie uns herauskatapultiert aus Zuständen, die uns nicht mehr behagen. Dass die Landung sanft ausfällt und man nicht zu hart aufkommt, ist damit noch längst nicht garantiert.

Die Sehnsucht in einer Mangelgesellschaft versteht sich von selbst. Wie aber lässt sich die Sehnsucht in einer Kultur retten, deren einzige Intention die Erfüllung von Bedürfnissen ist: Bedarf zu wecken und zu decken – Sehnsüchte zu erzeugen und zu erfüllen ist das dynamische Prinzip kapitalistischer Warenproduktion. – Solchen Sehnsüchten ist jegliche Romantik ausgetrieben. Die echte Sehnsucht geht sensibel vor, indem sie einen beschleicht, gerade dann, wenn man es nicht vermutet. Die marktgängige Sehnsucht kann nichts als Sentimentalitäten erzeugen – unechten Gefühlskitsch.

Die Sehnsucht kennt keine Geistesgegenwart. Sie ist zumindest in der Einzahl erhaben über jeden Zeitgeist. So groß wie der Unterschied zwischen Freiheit und Freiheiten ist der zwischen der Sehnsucht und den Sehnsüchten. Letztere sind leicht zu befriedigen. Die Sehnsucht entsteht erst durch die Sinnesregung, die den Wunsch nach ihr ausdrückt – ähnlich wie der Schritt beim Gehen den Wunsch sich fortzubewegen manifestiert. Sie ist für niemanden zu haben, die Sehnsucht. Deshalb hat sie jeder – sie ist der Inbegriff dessen, was nicht greifbar ist. ●

Editorial

Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

als wir mit der Recherche für diese Zeitung begannen, hegten wir die leise Befürchtung, mit unserer Sehnsucht nach dem Jetzt nie und nimmer 32 Seiten füllen zu können. Schnell jedoch wurde klar, dass das sehnsüchtige Verlangen nach dem Jetzt so viele Facetten besitzt, dass wir hier nur leicht an der Oberfläche würden kratzen können. Diese Sammlung erhebt daher keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sondern soll Ihnen einen Einstieg in die so verschiedenen Meinungen zum JETZT ermöglichen.

Sollte Ihnen der eine oder der andere Aspekt bekannt sein, den Sie hier sehr vermissen, dann zögern Sie bitte nicht, mit uns in Kontakt zu treten und Ihre Gedanken mit uns zu teilen. Wir freuen uns über jede Zuschrift, denn wir denken bereits über die nächste Ausgabe nach.

Wir wünschen Ihnen jetzt eine vergnügliche und informative Lektüre.

Im Namen der gesamten
Redaktion

Herzlichst
Ihre Elke Thiele

Angst vor der Gegenwart?

Von **Daniel Rode**
Dresden, Januar 2020

„Ach, weißt du: wer so leidenschaftlich der Erinnerung lebt, der fühlt sich jeder Gegenwart überlegen, der muss sie entwerten, als tote Ebene erklären, und alles wird ihm willkommen sein, was ihn darin bestätigt, weiterhin das Vergangene zu bewohnen ...“

Seit ich diese Zeilen von Siegfried Lenz las („Heimatmuseum“, 1978), beginne ich, etwas besser zu verstehen, etwas von der Gegenwart und von meiner Stadt und davon, was dort Montag für Montag

stattfindet. Ich beginne, die Menschen, die dort sind, besser zu verstehen und ihre offen zur Schau gestellte Verachtung und Angst. Wovor? Ja, wovor ...

Es ist diffus, aber es ist eine Abwehr gegen das Gegenwärtige zu spüren, gegen das, was gerade passiert, was uns alle betrifft, was uns fordert, was uns und unserer Gesellschaft Mühe, ja natürlich, was uns Anstrengung, Streit, Geld, Anteilnahme und Positionierung abverlangt. Angst, Wut, Verachtung und sogar Abscheu gegenüber Gegenwart und Zukunft, und denjenigen, die um (politische) Lösungen ringen oder schlicht Pro-

bleme benennen. Ich denke, es geht gar nicht um politische Lager, es geht nicht um den besseren oder schlechteren Plan für die Gestaltung unserer Gegenwart und Zukunft. Es geht allein um die Vergangenheit, in der uns unsere Psyche so leicht ein verklärtes und heimeliges Lager einrichtet. Wir verlieren diese Menschen nicht an eine Seite des politischen Spektrums, wir verlieren sie an die Vergangenheit. Es ist ein Jammer, wie wenig Vision, wie wenig Elan und Optimismus bei diesen Menschen zu spüren ist, wie sehr sie sich dem Stillstand, dem Verharren im Gestern verbunden fühlen. ●

Ausstellung im Schloss Biesdorf

Sehnsucht nach dem Jetzt

„Wann genau ist JETZT? Wann wird Vergangenheit zum JETZT?“

Wann beginnt die Zukunft nach dem JETZT?“ – 19 künstlerische Positionen

Ausstellung vom 24.02. bis 10.05. 2020

Vernissage:
23.02.2020, 18:00-22:00 Uhr

Weitere Informationen unter
sehnsuchtnachdemjetzt.de und schlossbiesdorf.de

Öffnungszeiten:

täglich von 10–18 Uhr,
freitags von 12–21 Uhr
Dienstags geschlossen

Anschrift:

Schloss Biesdorf
Alt-Biesdorf 55
12683 Berlin

Tel. +49 . 30 . 516 56 77 90

Sehnsucht nach dem JETZT

Die Idee hinter der Ausstellung in drei Teilen

Wann genau ist JETZT? Wann geht die Vergangenheit in das JETZT über und wie lange dauert es? Wann genau beginnt die Zukunft nach dem JETZT?

Wenn 19 künstlerische Positionen zur Sehnsucht nach dem JETZT in einer Ausstellung vereint werden, kann man sicher sein, dass sich für den Besucher viele neue, spannende und überraschende Blickwinkel ergeben. Denn was ist das JETZT eigentlich? Das JETZT – dieser flüchtige und so schwer fassbare Moment des Gegenwärtigen. Damit das JETZT (be)greifbar werden kann, muss das, was davor und das, was danach liegt, mitgedacht werden. Diese drei Phasen – Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – bilden daher die Schwerpunkte der dreiteiligen Ausstellung, wobei jeder Zeit eine kulturelle und gesellschaftspolitische Dimension zugeordnet wird.

Ist das JETZT überhaupt zu fassen, oder nicht bereits verflissen, sobald wir es uns bewusst machen? Diese Frage und der Umgang damit scheint für uns Menschen immens wichtig zu sein. Die Sehnsucht nach dem JETZT, ebenso wie das Scheitern daran, wurden und werden sowohl von den großen Religionen als auch der Philosophie behandelt.

Die Menschen haben sich etliche Strategien erdacht, um selbstvergessen den Moment, und nur den Moment, zu leben. Der (positive) Moment soll genossen werden, das Ausblenden von Vergangenheit und Zukunft zu größtem Glück führen. Nicht stoische Gelassenheit, sondern ekstatische Erfüllung. Seien es Asketen, die sich durch Entbehrung in einen Zustand der Meditation versetzen, um dem Jetzt näher zu sein oder, im Gegenteil, Hedonis-



Im Hamburger Bahnhof, Museum für Gegenwart

FOTO: Joachim Seinfeld

ten, die durch den Genuss das Gestern und das Morgen zu vergessen suchen, allerdings oft genug daran scheitern, die Leere zu füllen. „I can't get no satisfaction“. Viel wurde in den Titel der Rolling Stones hineininterpretiert, jeder füllt ihn mit anderen Assoziationen. Wahrscheinlich stimmen alle, denn im Endeffekt geht es immer um die Sehnsucht nach der Zufriedenheit im JETZT – und in der Zukunft.

Wir sehnen uns nach Erfüllung im Jetzt, hoffen aber doch immer auf eine bessere Zukunft; ob hier oder im Jenseits – je nach Weltanschauung, so dass wir nicht zur Ruhe kommen. Ein Widerspruch des menschlichen Lebens, der wahrscheinlich nicht zu lösen ist. Wie sagte Pascal: „Das ganze Unglück der Menschen rührt allein daher, dass sie nicht ruhig in einem Zimmer zu verbleiben mögen.“

Wenn wir an die Zukunft denken, bewegen wir uns zwischen der Hoff-

nung auf eine Verbesserung unserer Lebensumstände und des Zustandes dieser Welt und der Angst vor Katastrophen und dem persönlichen Scheitern. Dennoch wünschen wir uns, die Zukunft aktiv mitgestalten zu können, um sie unseren Bedürfnissen gerecht zu erschaffen.

Aber nicht nur der Gedanke an die Zukunft hält uns vom Verharren im Jetzt ab, auch die Vergangenheit. Wir reflektieren sie, um für das Heute und das Morgen daraus zu lernen. Oft ärgern wir uns über unsere Unzulänglichkeit in einem vergangenen Moment, ohne unsere Verhaltensmuster wirklich zu verändern. Wir könnten aus der Vergangenheit lernen, Fehler in der Zukunft zu vermeiden, sie nicht zu wiederholen – aber meist gelingt es uns nicht. Anstatt uns zu ärgern, kann, ja sollte der Blick ein gelassener sein: was vergangen ist, ist nicht zu ändern. Gelassenheit jedoch ist nicht

eine der herausragenden menschlichen Stärken, auch nicht im Umgang mit dem, was war und dem, was sein wird.

Dabei liegt das eigentliche Risiko im Jetzt. Jetzt können wir wirklich versagen, falsche Entscheidungen treffen, unwiederbringliche Fehler begehen, verletzt und abgelehnt werden. Jeder Schritt, jede Entscheidung, jede Tätigkeit kann zum Erfolg (Zufriedenheit und Glück) oder zum Scheitern führen. Dennoch, oder vielleicht gerade deswegen ist es so wichtig, dass wir, entgegen Pascal, das Gefühl haben, nicht untätig zu sein, da es sonst früher oder später zu einem Gefühl großer Leere, also Unzufriedenheit kommt.

Die Ausstellungsreihe *Sehnsucht nach dem Jetzt* widmet sich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft und den damit verbundenen Aspekten. Die Ausstellung im Schloss Biesdorf, Berlin setzt sich vor allem mit dem künstlerischen Schaffensmoment und der Gegenwart auseinander. Die Künstler behaupten, dass der Moment, das JETZT, am ehesten im Augenblick des (künstlerischen) Schaffensprozesses eingefangen werden kann. Düsseldorf philosophiert kontemplativ über die Vergangenheit und die Show im GEH8 Kunstraum Dresden beschäftigt sich mit dem politischen Gestaltungswillen und der Zukunft. Die drei Zeiten lassen sich selten, schon gar nicht in der künstlerischen Produktion, voneinander trennen. Insofern sind es für Berlin, Dresden und Düsseldorf nicht drei komplett unterschiedliche Ausstellungen, sondern an jedem Ort wird ein anderer Schwerpunkt gesetzt, ohne dabei die anderen Aspekte auszublenden.

Das Kuratorenteam



Sehnsucht nach dem Jetzt erscheint im Februar 2020 anlässlich der Ausstellung im Schloss Biesdorf

Schloss Biesdorf
Alt Biesdorf 55
12683 Berlin
www.schlossbiesdorf.de
Mail: info@schlossbiesdorf.de

Idee: Joachim Seinfeld, Andreas Sachsenmaier
Redaktion: Elke Thiele (et, VISdP), Joachim Seinfeld (js), Trude Trunk
Beratung: Andreas Öhler
Adresse: c/o Büro SIEBENGRÜNDE, Christburger Straße 44, 10405 Berlin
Mail: redaktion@sehnsuchtnachdemjetzt.de

Gestaltung: Studio Anja Giese, Hamburg, www.anjagiese.de

Druck: Prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, Wittenburg, Wölzower Weg 14a
19243 Wittenburg,
www.prima-rotationsdruck.de

Alle Rechte liegen bei den Autoren der Texte und Abbildungen, bzw. den entsprechenden Archiven. Vervielfältigungen der Inhalte bedürfen einer schriftlichen Genehmigung.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des/r jeweiligen Autors/in und nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Für die Richtigkeit von Angaben, Daten, Behauptungen etc. in den Beiträgen kann die Redaktion keine Verantwortung bzw. Haftung übernehmen.

Beteiligte Autor*innen und Künstler*innen:

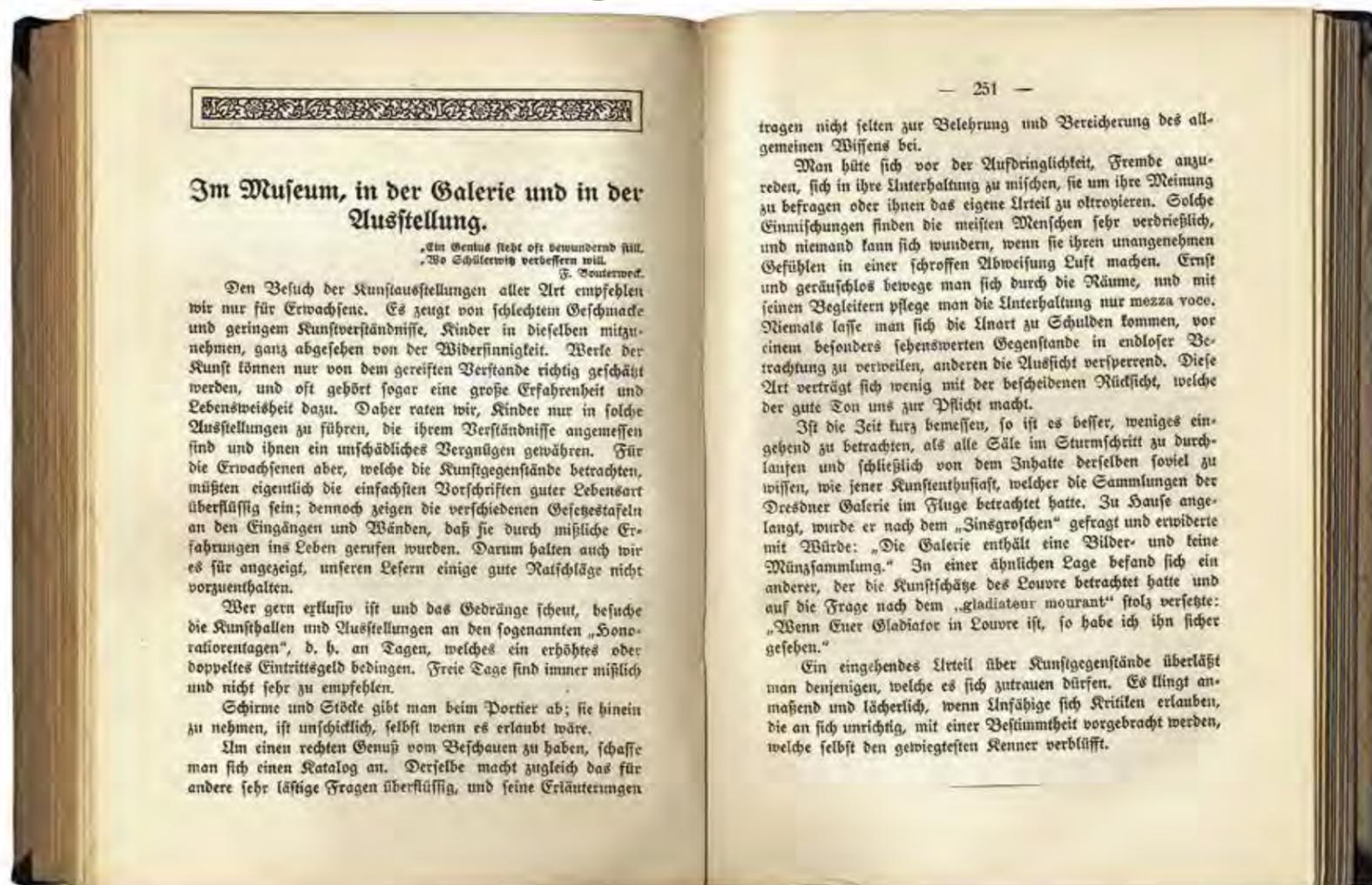
Wolfgang Barz, Jojachin Ben Pinchas, Stefan Beetz, Gertrude Blümenkohl, Carlfriedrich Claus, Phillip Denzin, Michaela Drenovakovič, Claus Feldmann, Dorthé Ferber, Atsushi Fukunaga, Globalodromia/ FLOART, Stephan Guslaros, Franz Josef Herrmann, Renate Herter, Mareike Homann, Saskia Horenburg, Anna Marie Jakupovič, Jörg Jantke, Sam Josephson, Andreas Kempe, Vincent Klink, Ulrike Kötz, Bastian Lange, Patricia Löwe, Michael Ludwig, Matou de Marsalle, Bärbel Möllmann, Ulrike Möschel, Michael Morgner, Heike Müller, Julia Murakami, Jürgen Nagel, Anja Nitz, Sebastian Olma, Annette Peuker-Krisper, Jo Preußler, Cosima Reif, Daniel Rode, Andreas Rost, Andreas Sachsenmaier, Thyra Schmidt, Marek Schovānek, Joachim Seinfeld, Gioacchino Suocampo, H. G. Teiner, Katharina Tempel, Rebecca Ann Tess, Axel Töpfer, Klaus Walter, André Werner, Sinta Werner, Frank Zitzmann

Ausstellungskonzeption: Andreas Sachsenmaier, Joachim Seinfeld, Bärbel Möllmann, Karin Scheel

Im Rahmen der Ausstellung finden Begleitveranstaltungen und Workshops mit dem Labor M/Kunstvermittlung Schloss Biesdorf (Thomas Bratzke, Fenia Franz) sowie ein Gespräch zur Kunst mit Sabine Maria Schmidt statt.

Die Sehnsucht nach dem Jetzt ist nicht zum Verkauf bestimmt. Die Anzeigen wurden kostenfrei in die Publikation aufgenommen und wurden ausschließlich nach persönlichen Vorlieben der Redaktion ausgewählt.

Tipps der Hausleitung



Im Museum, in der Galerie und in der Ausstellung.

„Am besten steht oft bewundernd still. Wo Schülerwitz verbessern will.“
F. Wouterweert.

Den Besuch der Kunstausstellungen aller Art empfehlen wir nur für Erwachsene. Es zeigt von schlechtem Geschmack und geringem Kunstverständnis, Kinder in dieselben mitzunehmen, ganz abgesehen von der Widerfälligkeit. Werke der Kunst können nur von dem gereiften Verstande richtig geschätzt werden, und oft gehört sogar eine große Erfahrung und Lebensweisheit dazu. Daher raten wir, Kinder nur in solche Ausstellungen zu führen, die ihrem Verständnis angemessen sind und ihnen ein unschädliches Vergnügen gewähren. Für die Erwachsenen aber, welche die Kunstgegenstände betrachten, müssten eigentlich die einfachsten Vorschriften guter Lebensart überflüssig sein; dennoch zeigen die verschiedenen Gefestafeln an den Eingängen und Wänden, daß sie durch mißliche Erfahrungen ins Leben gerufen wurden. Darum halten auch wir es für angezeigt, unseren Lesern einige gute Ratschläge nicht vorzuenthalten.

Wer gern effusiv ist und das Gedränge scheut, besuche die Kunsthallen und Ausstellungen an den sogenannten „Sonneriorentagen“, d. h. an Tagen, welches ein erhöhtes oder doppeltes Eintrittsgeld bedingen. Freie Tage sind immer mißlich und nicht sehr zu empfehlen.

Schirme und Stühle gibt man beim Portier ab; sie hinein zu nehmen, ist unschicklich, selbst wenn es erlaubt wäre.

Um einen rechten Genuß vom Beschauen zu haben, schaffe man sich einen Katalog an. Derselbe macht zugleich das für andere sehr lästige Fragen überflüssig, und seine Erläuterungen

tragen nicht selten zur Belehrung und Bereicherung des allgemeinen Wissens bei.

Man hüte sich vor der Aufdringlichkeit, Fremde anzureden, sich in ihre Unterhaltung zu mischen, sie um ihre Meinung zu befragen oder ihnen das eigene Urteil zu oktroyieren. Solche Einmischungen finden die meisten Menschen sehr verdrößlich, und niemand kann sich wundern, wenn sie ihren unangenehmen Gefühlen in einer schroffen Abweisung Luft machen. Ernst und geräuschlos bewege man sich durch die Räume, und mit seinen Begleitern pflege man die Unterhaltung nur mozza voce. Niemals lasse man sich die Unart zu Schulden kommen, vor einem besonders sehenswerten Gegenstande in endloser Betrachtung zu verweilen, anderen die Aussicht versperrend. Diese Art verträgt sich wenig mit der bescheidenen Rücksicht, welche der gute Ton uns zur Pflicht macht.

Ist die Zeit kurz bemessen, so ist es besser, wenig eingehend zu betrachten, als alle Säle im Sturmschritt zu durchlaufen und schließlich von dem Inhalte derselben soviel zu wissen, wie jener Kunstenthusiast, welcher die Sammlungen der Dresdner Galerie im Fluge betrachtet hatte. Zu Hause angelangt, wurde er nach dem „Zinsgroßchen“ gefragt und erwiderte mit Würde: „Die Galerie enthält eine Bilder- und keine Münzsammlung.“ In einer ähnlichen Lage befand sich ein anderer, der die Kunstschätze des Louvre betrachtet hatte und auf die Frage nach dem „gladiateur mourant“ stolz versetzte: „Wenn Euer Gladiator in Louvre ist, so habe ich ihn sicher gesehen.“

Ein eingehendes Urteil über Kunstgegenstände überläßt man denjenigen, welche es sich zutrauen dürfen. Es klingt anmaßend und lächerlich, wenn Unfähige sich Kritiken erlauben, die an sich unrichtig, mit einer Bestimmtheit vorgebracht werden, welche selbst den gewiegtesten Kenner verblüfft.

„Jetzt“: Promiskuitiv und ordnungsgefährdend, aber unverzichtbar

Von **Wolfgang Barz**

Um der besonderen Rolle, die das Jetzt für unser Leben spielt, auf die Spur zu kommen, kann es sinnvoll sein, zunächst den Begriff „jetzt“ unter die Lupe zu nehmen. Der Begriff „jetzt“ weist nämlich – ähnlich wie die Begriffe „ich“ und „hier“ – eine Besonderheit auf, die ihn von anderen Begriffen unterscheidet: Er bezieht sich zwar bei jeder Verwendungsgelegenheit auf etwas ganz Bestimmtes (und zwar auf einen bestimmten Zeitpunkt), aber dieses bestimmte Etwas variiert mit der Gelegenheit, zu der der Begriff „jetzt“ verwendet wird. Wenn ich, sagen wir, am 15. Januar 2020 um 21:25 Uhr einen bedrohlich wirkenden Polizisten auf mich zukommen sehe und denke: „Jetzt gibt’s Ärger“, dann beziehe ich mich mit „jetzt“ auf den Zeitpunkt, an dem ich meinen Gedanken denke: auf den 15. Januar 2020, 21:25 Uhr. Wenn ich dagegen einen Tag später um 23:14 Uhr dasselbe erlebe und wiederum denke: „Jetzt gibt’s Ärger“, dann beziehe ich mich mit „jetzt“ auf einen anderen Zeitpunkt – und zwar auf den 16. Januar 2020, 23:14 Uhr. Der Begriff „jetzt“, so könnte man scherzhaft sagen, ist referentiell promiskuitiv: Er wechselt sein Bezugsobjekt in Abhängigkeit vom Kontext, in dem er von jemandem ausgesprochen oder gedacht wird. Das referentielle Beziehungsgeflecht der meisten anderen Begriffe ist im Vergleich dazu eher langweilig: Sie verhalten sich

referentiell monogam. Ob ich nun am Sonntag oder am Mittwoch, in Helsinki oder in Montevideo den Gedanken „Berlin liegt an der Spree“ denke – stets bezieht sich „Berlin“ auf Berlin. Es spielt keine Rolle, wer den Namen „Berlin“ wann oder wo auch immer denkt oder ausspricht: Es ist immer dieselbe Stadt, die damit gemeint ist.

Aufgrund seiner referentiellen Promiskuität steht der Begriff „jetzt“ bei manchen Leuten in einem schlechten Ruf.

Er sei ein logischer Unruhestifter, für den in einer idealen Sprache kein Platz wäre – so heißt es manchmal. Der Gedanke, den ich am 15. Januar 2020, um 21:25 Uhr dachte – „Jetzt gibt’s Ärger“ – sei daher genau genommen defizitär. Ein ideales Subjekt, d.h. eines, das einer idealen Sprache mächtig wäre, hätte auf das Wort „jetzt“ verzichtet und den betreffenden Gedanken in folgende Worte gefasst: „Am 15. Januar 2020, um 21:25 Uhr, gibt’s Ärger“. Mit dieser Formulierung, so könnte man meinen, sei die logische Ordnung wieder hergestellt. Denn der Begriff, der nun an die Stelle von „jetzt“ getreten ist, verhält sich referentiell monogam: Es spielt keine Rolle, wer die objektive Zeitbestimmung „am 15. Januar 2020, um 21:25 Uhr“ wann oder wo auch immer denkt oder ausspricht: Es ist immer derselbe Zeitpunkt, der damit markiert wird.

Die Idee, dass sich referentiell

promiskuitive Begriffe wie „jetzt“ im Prinzip aus unserem Wortschatz tilgen lassen, ohne damit die Ausdrucksfähigkeit unserer Sprache zu schmälern, mag auf ordnungsliebende Geister einen gewissen Reiz ausüben, ist aber letztlich unhaltbar. Man denke nur an folgende Situation: Ich bin um 21.30 Uhr in Kreuzberg verabredet. Da ich im Wedding wohne, habe ich mir vorgenommen, spätestens um 21 Uhr das Haus zu verlassen. Um 20.55 Uhr schaue ich auf die Uhr und sage zu mir selbst: „Noch fünf Minuten, ich habe noch Zeit“. Fünf Minuten später schaue ich wieder auf die Uhr und denke: „Jetzt ist es 21 Uhr“, ziehe mich an und verlasse das Haus. Was wäre passiert, wenn mir der Begriff „jetzt“ gefehlt und mir lediglich eine objektive Zeitbestimmung zur Verfügung gestanden hätte? Ich wäre dann genötigt gewesen zu denken: „Um 21 Uhr ist es 21 Uhr“. Solche Trivialitäten sind jedoch ungeeignet, uns zum Handeln zu motivieren. Ein Subjekt, dem der Begriff „jetzt“ fehlte, hätte daher nicht den Impuls verspürt, das Haus zu verlassen.

Kurzum: Referentiell promiskuitive Begriffe wie „jetzt“ sind für unser Sprechen und Denken unverzichtbar. Ohne sie könnten wir vielleicht passiv registrieren, was in der Welt vor sich geht, aber wir wären nicht in der Lage, auch nur einen Gedanken zu fassen, der uns dazu veranlasste, etwas zu tun. Der Preis einer idealen, von promiskuitiven Begriffen gereinigten Sprache wäre die Unfähigkeit zu handeln. ●



Sinta Werner,
Act of Facing,
Aufbausituation
FOTO: Sinta
Werner

„Werd ich zum Augenblicke sagen:

*Verweile doch!
du bist so schön!*

*Dann magst du mich
in Fesseln schlagen,*

*Dann will ich gern
zugrunde gehn!*

*Dann mag die
Totenglocke schallen,*

*Dann bist du deines
Dienstes frei,*

*Die Uhr mag stehn,
der Zeiger fallen,*

*Es sei die Zeit
für mich vorbei!“*

Johann Wolfgang Goethe: Faust I

Vögel im Haus, Nächtliche Videoinstallation



Ulrike Möschel, „Vögel im Haus“, nächtliche Videoinstallation, Bocholt 2016,

Foto: Bärbel Möllmann

Jetzt

Von R. H., 1990

Anders als im täglichen Tun fallen in der künstlerischen Produktion – wenn sie glückt – Zukunft und Vergangenheit zusammen in einem angstfreien Jetzt. Vielleicht ist dieser Zustand nur deshalb möglich, weil das „Jetzt“ in gewisser Weise ver-rückt, d.h., imaginiert wird; im Sich vergessen, im Aufnehmen und Annehmen von Unbekanntem.

Jetzt: drehe ich ein vertrautes Bild, es verändert sich, seine Fremdheit erregt.

Jetzt: bleibt dieses kleine Rot im schwarzen Feld, zittrig zart. Kleine Zeichen. Heimliche Botschaften.

Und jetzt: füge ich zwei Teile zusammen, das Rot als Rest im Schwarz; etwas Neues, noch Unbekanntes entsteht.

Jetzt: schneide ich den Kopf in zwei Teile. Der Mund spricht, die Zähne im Fleisch, ein rotes Leuchten.

Wenn das, was war, mit dem, was kommt und sein kann – das ich noch nicht kenne, zu dem ich hin möchte – zusammenfällt, spüre ich mich selbst und bin doch zugleich weit entfernt.

Auf Zeit leihen uns die Bilder ihre Gesten, die Eigenschaften, die Körper. Immer neu zusammensetzbare Zitate. Wir bestehen aus diesem Zusammengeborgten. Nie endgültig, nie wirklich. Jede Gestalt ein Echo auf die vorherige, Schicht für Schicht überlagernd, ganz hinten oder auch unten vielleicht der Kern einer Figur. Wiederholungen, Rollen, die wir uns überstülpen, den Umriss des eigenen Körpers in den Bildern erfahrend. ●

*„Ohne dass man es nennen könnte, ruht es erst in einem, dann steht es plötzlich da als Bild, und was anderen geschieht, erschafft sich in einem selbst als Erinnerung: **jetzt ist es wirklich.**“*

Elias Canetti: Die Fackel im Ohr



Renate Herter: Collage aus der Serie „3 D“, 1992/93.

Foto: R.H.

Das sehnsüchtige Tier

Von Dr. Patricia Löwe

Sehnsucht in ihrer ganzen Großartigkeit, ihrer Pathetik und ihrem Elend ist etwas zutiefst Menschliches. Als Anthropologie, also die Frage nach dem Wesen des Menschen, innerhalb der Wissenschaften noch en vogue war, war es unter ihren Vertretern ein beliebtes Vergnügen, den Menschen grundsätzlich als Tier zu bezeichnen, ihn aber zugleich durch jeweils eine bestimmte Eigenschaft über seine tierischen Vorfahren zu erheben. Die Anthropologen definierten den Menschen als das spielende, das lügende, das vernünftige Tier und schließlich auch als das Tier, das keines sein möchte. Ganz im Gegensatz zum Marquis de Sade, dessen große Lust darin bestand, seinen

Zeitgenossen immer wieder vor Augen zu führen, dass der Mensch „ein schönes, böses Tier“ sei – und nicht mehr als das.

Eigentlich verbietet der geisteswissenschaftliche Diskurs gegenwärtig, nach dem Wesen irgendeines Dinges oder eines Subjekts zu fragen – denn selbst wenn die Dinge etwas wie eine Substanz oder einen Seinskern hätten, könnten wir diesen im Gefängnis unserer Subjektivität nicht erkennen, geschweige denn beschreiben. Trotzdem wollen wir uns für einen Augenblick auf dieses höchst amüsante Spiel einlassen und behaupten: Der Mensch ist das sehnsüchtige Tier.

Tiere begehren, aber sie sehnen sich nicht. Das begehrende Wesen möchte das, wonach es verlangt, augenblicklich und mit Haut und Haar verschlingen. Im Verschlingen er-

lischt das Begehren nicht; es ruht, um sich danach – womöglich größer und schrecklicher als zuvor – auf seinen nächsten Gegenstand zu stürzen. Diesen ewigen *circulus vitiosus* erleidet (und das Erleiden kann höchst genüsslich sein) jedes Säugetier vom Moment seiner Geburt an. Er kommt erst mit dem Tod zur Ruhe. Das Begehren ist immer vollkommen im Jetzt.

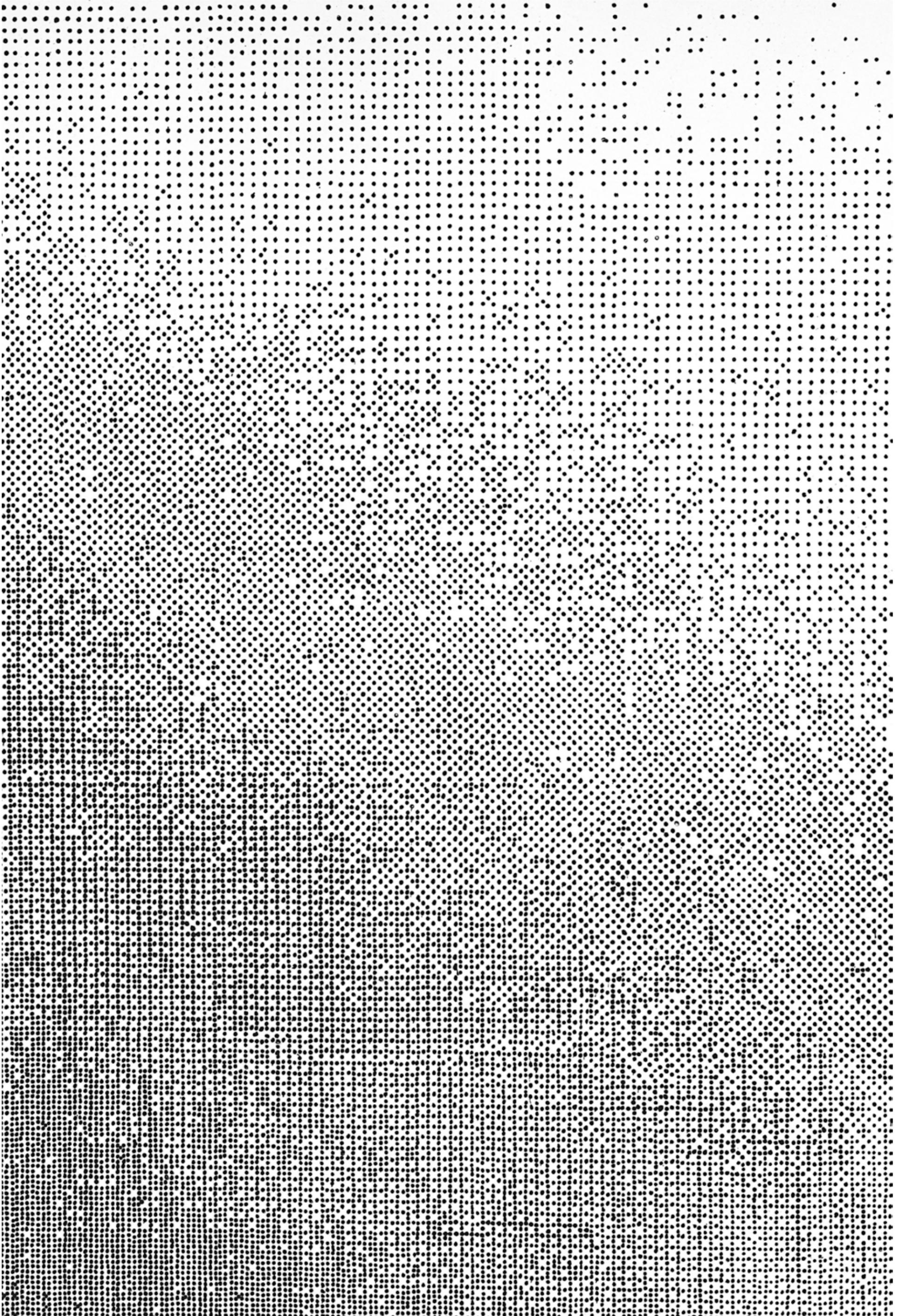
Sehnsucht dagegen ist ein Gefühl, das das Menschentier über sich selbst und den Augenblick, über die Wollust des Jetzt-Gleich erhebt. Im Gegensatz zum Begehren setzt Sehnsucht ein kontinuierliches Ich-Bewusstsein und Vorstellungsvermögen voraus. Das sehende Wesen fühlt (oft schmerzlich), dass es ganz gegenwärtig ist, aber das Subjekt oder Objekt seiner Sehnsucht ist es nicht. Und noch mehr: Selbst

wenn das Ersehnte gegenwärtig ist, kann es nie ganz erreicht, die Sehnsucht nie ganz erfüllt werden.

Ich stehe an der Kaffeemaschine und denke an X, den ich seit Tagen, Wochen, Jahren nicht gesehen habe. Auf einmal, während die Maschine unter großem Getöse eine Tasse Espresso ausgibt, sehe ich X vor mir; ich kann Sätze hören, die er mir gesagt hat und die mir noch lange nachgegangen sind. Ich rieche den Kaffee, aber ich rieche auch X. Seine Abwesenheit, seine Nicht-Gegenwärtigkeit, ist mir unerträglich. Ich bin zugleich wieder die, die ich war, als X mir gegenüberstand, und bin es nicht. Ich wünschte, du wärest hier, sage ich laut. Das Du, das ich sehr wohl ausprechen und ansprechen kann, ist ein Vergangenes. Das eine Jetzt und das andere, nach dem ich mich sehne, sind wie zwei verschiedene Orte, an

denen ich gleichzeitig bin und zwischen denen es mich zerreißt.

Damit, dass der sich selbst bewusste Mensch sich als Wesen erkennt, das zeitlich ist, das also eine Vergangenheit und eine Zukunft hat und dessen Ich über sein Leben hinweg mehr oder weniger kontinuierlich dasselbe bleibt, haben sich viele Philosophen beschäftigt. Der Mensch erinnert sich, er entwirft Pläne für seine Zukunft, er denkt über die Geschichte seiner Vorfahren nach und setzt Testamente für seine Nachkommen auf. Er ist in jedem Augenblick mehr als der Augenblick. Sehnsucht ist ein Gefühl, das diese Zeitlichkeit bewusst werden lässt. Ich sehne mich nach etwas Vergangenen, nach etwas Abwesendem, oder sogar nicht Gewesenen, aber immer nach etwas, das nicht jetzt ist, von dem ich wünschte, es wäre jetzt. ●



Andreas Kempe: Lichtverlauf Hütte, Zeichnung

Alpha++ Models – INDEX

Von **Rebecca Ann Tess**



A Neighborhood for a Reconstruction

(Porcelain Pagoda, Nanjing, China, 2014)

Eine Wohngegend in Qinhuai, Nanjing weicht einer rekonstruierten Porzellanpagode mit dazugehörigem Park. Anstatt mit glasierten Porzellanziegeln, welche die Sonnenstrahlen auf beeindruckende Weise reflektierten, wurde der Turm mit einer Stahl- und Glaskonstruktion wieder aufgebaut, finanziert durch eine Spende über eine Billion Yuan des Geschäftsmannes Wang Jianlin. Die ursprüngliche Pagode wurde im 15. Jahrhundert während der Ming-Dynastie errichtet. Zu der Zeit gehörte sie mit ihren 79 Metern zu den höchsten Gebäuden Chinas. In den 1850er Jahren wurde Nanjing von Taiping-Rebellen eingenommen, welche die Pagode weitestgehend zerstörten.

1762, beim Bau der Pagode im Londoner Royal Botanic Gardens, behauptete der Architekt, dass diese eine Nachbildung des Porzellanturms sei, allerdings weist sie eine größere Ähnlichkeit mit der Pazhou-Pagode in Guangzhou auf. Die Pagode in Kew Gardens wiederum war Vorbild für den chinesischen Turm im Englischen Garten in München.



A Neighborhood for Profit

(Heukseok-dong, Dongjak-gu, Seoul, South Korea, 2015)

Eine Studentin erzählte von patrouillierenden Schlägertrupps, die in ihrem Viertel Heukseok-dong ein Klima der Angst schürten, bis die letzten Bewohner ihre Häuser verließen. Inzwischen sind die Häuser mit großen X versehen, leergeräumt für den Abriss. Der Ostteil des gewachsenen Viertels Heukseok-dong weicht den Terrassen- und Apartmenthochhäusern Acro RiverHeim des Bauunternehmens Daelim. Zwischen den Häusern werden Gärten mit feinsäuberlich eingefassten Wegen entstehen. Die großen Steinblöcke hie und da bringen fast überzeugend das Gefühl von Natürlichkeit und Beständigkeit zurück.

FOTOS: Rebecca Ann Tess
Courtesy: Philipp von Rosen Galerie



The Past for the Future

(Berliner Schloss / Humboldt Forum, Berlin, 2017)

Während des Luftangriffs 1945 auf die Berliner Innenstadt gerieten große Teile des Berliner Schlosses, erbaut 1443-51 als Residenz der Hohenzollern, in Brand. 1950 beschloss die Sozialistische Einheitspartei Deutschlands den noch verbliebenen Gebäudeteil zu sprengen. An dessen Stelle wurde 1973-76 der Palast der Republik errichtet. 30 Jahre später wurde er wieder abgerissen und durch eine Teilrekonstruktion des Berliner Schlosses ersetzt.

Hinter die Hohenzollernfassade wird unter anderem mit dem Museum für Asiatische Kunst und dem Ethnologischen Museum der Stiftung Preußischer Kulturbesitz eine Sammlung einziehen, welche zu einem nicht unerheblichen Teil während der deutschen Kolonialzeit geraubt wurde. Die Geschichte scheint mit einem U-Turn rückwärts zu laufen, was durch die gigantischen Werbeplakate des südkoreanischen Familienkonglomerats Samsung noch kontrastiert wird. Samsung, gegründet 1938, wurde in den 60er Jahren von der Militärdiktatur als industrieller Motor des Landes ausgewählt und ist mittlerweile führend im Bereich digitaler Schlüsselprodukte.



Fake Old Berlin

(Kreativquartier Südliche Friedrichstadt, Berlin, 2017)

Verschwinden die Spuren des Protests „Enckestraße 4 und 4a“ mit der Fertigstellung des Immobilienprojekts NeuHouse im sogenannten Kreativquartier Südliche Friedrichstadt? Die Maßnahmen des Eigentümers Bel Invest um die bisherigen Mieter zum Auszug zu bewegen, reichten laut den Mietern unter anderem von gezielter Verwahrlosung der zwei Häuser, über das Abstellen des Wassers für mehrere Tage und Wochen, zu nicht behobenen Wasserschäden mit Schimmelbefall und einer massiven Überbelegung der schon leeren Wohnungen durch die Einquartierung von Arbeitsmigranten auf Matratzenlagern. Den letzten ausharrenden Mietparteien wurden Abfindungen in sechsstelliger Höhe angeboten. Im Verhältnis zu den Wohnungsverkaufspreisen des neuen Eigentümers Münchener Grund von bis zu 10.000 Euro pro Quadratmeter klingen diese Summen absurderweise als wären sie aus der Portokasse bezahlt. Spuken die Geister der Geschichte auf dem Grund des abgerissenen Hinterhauses und in dem unter Denkmalschutz stehenden kernsanierten Vorderhaus weiter?



No

(Ojang-dong, Jung-gu, Seoul, 2016)

Eine koreanische Geste des Neinsagens: Die Zeigefinger werden gekreuzt, die Handkanten werden gekreuzt, die Unterarme werden gekreuzt und formen ein X. Die Enden eines improvisierten Marktstanddaches in der Seouler Innenstadt formen ein X gegen die Gentrifizierung des Viertels.

DIE RÜCKKEHR DER TIERE

Gedichte: Jan Kuhlbrodt
Zeichnungen: Klaus Walter

... und heute war da wieder ein Hund. Großköpfig, tapsig. Einer, der seine Besitzer wahrscheinlich überleben wird. Ein Schäferhundwelpen vermutlich, aber ich kenne mich mit Hunderasen nicht aus.

Ich denke jetzt viel über Tiere nach, und wie sie uns oder ihre jeweiligen Besitzer begleiten, verschwinden oder aussterben, wieder zuwandern. Genetisch verändert.

Kindheit in Karl-Marx-Stadt, konforme Jugend in der DDR, Zusammenbruch des Sozialismus – zuletzt: was von ihm übrig bleibt. Jan Kuhlbrodt erschreibt sich diese Rückkehr. Anhand von Büchern, die immer neu sortiert sein wollen, dem Blick ins Internet und aus dem Fenster entsteht ein Gedicht – eine Geschichte, die Geschichte, die immer auch unsere Geschichte ist.

Geschrieben wird sie von Menschen, bewohnt von Tieren: Ausgestorben geglaubt kehren Wolf und Luchs zurück, während Waschbär und Nutria aus verlassenen Pelzfarmen entfliehen. Das Gedächtnis wird zu Schlieren, die Puppys in ihrem Aquarium an die Decke werfen: Es ist da, aber nicht ganz verstehbar. Ein Loch, durch das die Zeit rieselt, durch das Kosmonauten die Sphäre verlassen, zum Punkt, an dem die Gesetze der Geschichte brechen. Die Rückkehr der Tiere ist keine Nostalgie, es ist ein völlig neuer Blick auf die Nahtstellen der Geschichte, die Kuhlbrodt in seinen Artenkosmos einschreibt.

Buchpremiere am 29.2.2020
Buchhandlung ocelot
Brunnenstraße 181, 10119 Berlin

DIE RÜCKKEHR DER TIERE
Softcover / 120 Seiten
Frühjahr 2020
ISBN: 978-3-945832-36-3
EUR 17,90



EDITION BELLETRISTIK



SIT-DOWN

Text und Fotos von **Michaela Drenovakovič**,
Journalistin/Fotografin

Nur einen kleinen Moment Pause. Die Welt dreht sich von der Mischung aus Biergenuss und frischer Luft, da kommt das Le-

dersofa auf dem Grünstreifen gerade recht. „Setz dich“, scheint es zu sagen. Kurz vor der S-Bahn – wie passend, ein Warteraum mitten in der Stadt. Schnell noch eine rauchen, nicht darüber nachdenken, wie lang das Teil hier schon steht und was darauf so passiert ist. Weiter geht es.

Auf der Lehne glimmt noch der Zigarettensammel, die Passanten gehen, das Sofa bleibt. Es war einmal glänzend schwarz und wurde stolz aus dem Möbelhaus in die Wohnung befördert. Nun steht es hier. Nicht mehr gewollt,

irgendwie fremd am Straßenrand. Gesellt sich zu den anderen ausgesetzten Gegenständen. In unzähligen Kisten warten sie auf den Berliner Gehwegen. „Zu verschenken“, wurde lapidar drangeschrieben, gemeint ist: „Weg damit“. Bis die BSR endlich kommt und den Krempel knurrend abholt. Auch für das Ledersofa endet das Gnadenbrot an der Straße, hin geht es zum Recyclinghof, zur Endstation. Doch bis dahin lädt es noch ein auf seine rissige Sitzfläche, nur für einen Moment.



ES MUSS KEIN FLUGHAFEN SEIN... www.atelier-bauwerk.com

verlagshaus-berlin.de/edition-belletristik

Ewige Jugend Berlin? Sehnsüchtige Konjunkturzyklen der Stadt im Werden

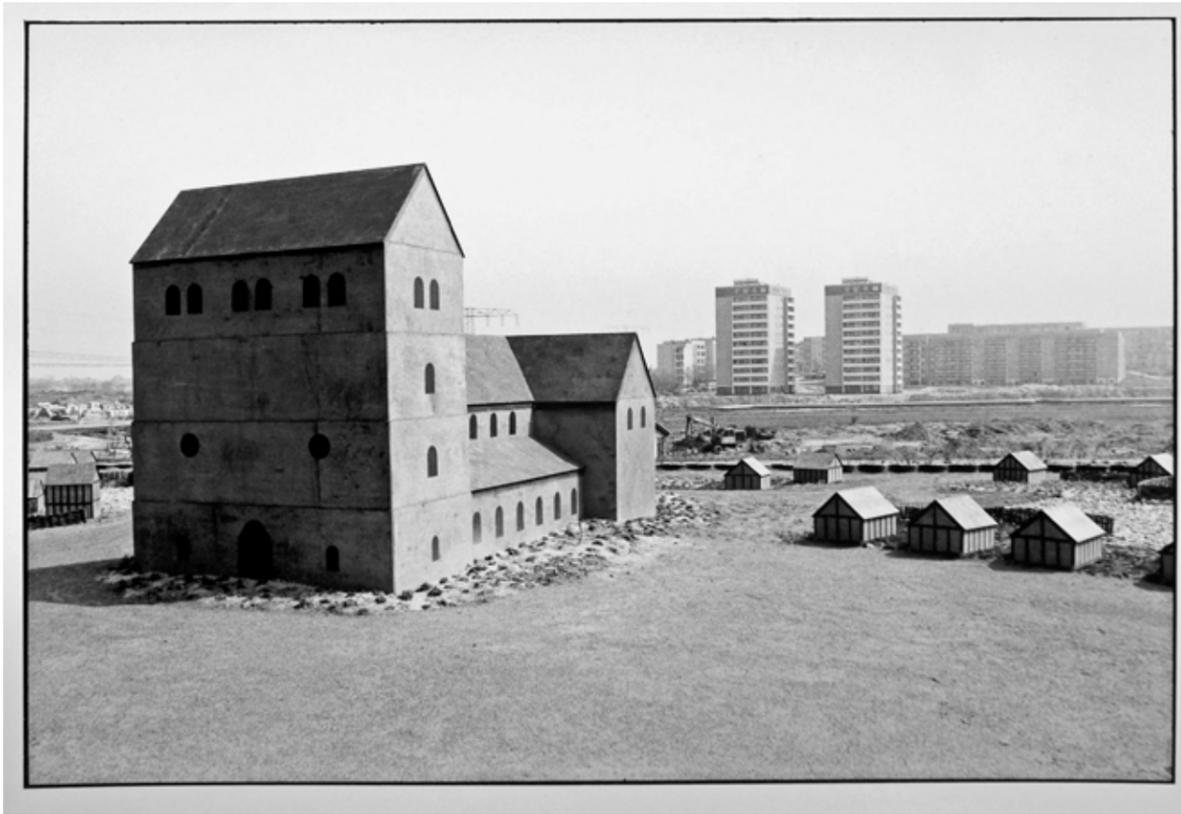
Von Dr. Bastian Lange

Der politische Neuanfang im Zuge der zusammenfallenden Stadtteile Ost- und Westberlin löste eine magnetartige Sehnsuchtsbestrebung bei 20-30-jährigen aus der ganzen Welt aus: Es galt, im Strudel der turbulenten Nachwendejahre mitzufeiern, die Stadt als Abenteuerspielplatz für Party, Protest und Popkultur zu erschließen. Viele Westdeutsche befreiten sich aus der Enge der Herkunftsmilieus, Ostdeutsche erprobten neue Freiheitsgrade und internationale Gäste dynamisierten das piefige Deutschland. Die Euphorie ebte nach wenigen Jahren erst einmal erschöpft ab, die Feierlaune forderte ihren Tribut.

Der Feierdekade folgend platzte auch die Sehnsucht nach dem unternehmerischen Selbst Anfang der 2000er Jahre mit der Dot-com-Euphorie ebenso schnell, wie die kulturellen Startups schnell Geschichte waren. Den fetten Feierjahren mit dem Genuss illegaler Partys folgte eine längere Saure-Gurken-Zeit.

Altersmäßig gemischter, internationaler und nicht mehr so elastisch in der Hüfte zeigten sich ab den 2010er Jahren neue Sehnsuchtsbestrebungen, sich, nach der Ära der globalisierten und neoliberalisierten Welt sowie der Multiplizität von analogen und digitalen Netzwerkstrukturen, wieder eine Welt zu erschaffen, in der das Essen noch so schmeckt, wie es früher selbst gemacht wurde. Für diese neue Welt wurde intensiv nach Kanten und Ecken, Spitzen und Kerben gesucht, um der fehlenden Haptik des aufbrechenden digitalen Zeitalters wiederum eine neue alte Griffigkeit zu verleihen: Das nahm seinen Anfang mit der Modewelle der Bart tragenden Männer und ihren grobkarierten Holzfällerhemden, ging weiter zur Suche nach alten aber schmackhaften Nahrungsmitteln und setzt sich im sozialen Bereich in der auffallenden Blüte von vergemeinschaftenden Initiativen urbanen Gärtnern fort. Man meint, alle strömen sehnsüchtig an die Wärme des verlorengegangenen sozialen Lagerfeuers, das man in den ekstatischen Technoparties der 1990er Jahre auf der Haut gespürt hatte. Der sehnsüchtige Blick richtete sich auf einen Gestaltungsraum des eigenen Projekts.

Aus dieser wiederbelebten Hygge-Romantik erwächst seit den 2010er Jahren eine Suchbewegung nach der richtigen zukünftigen Parzelle, auf der neue soziale Wiederbeatmungsversuche vollzogen werden. Gestärkt werden diese mannigfaltigen Initiativen aber auch dadurch, dass die Dinge des Alltags durch die industriellen Produktionsweisen an Qualität, Passgenauigkeit, Usability oder Geschmack verloren haben. Denn im Zuge der Suche nach der jeweils richtigen Parzelle hat sich auch die anfänglich stichwortgebende Do-it-yourself-Kultur – ursprünglich dem protestierenden Punk und



Berlin-Neu-Ölln, Modell,

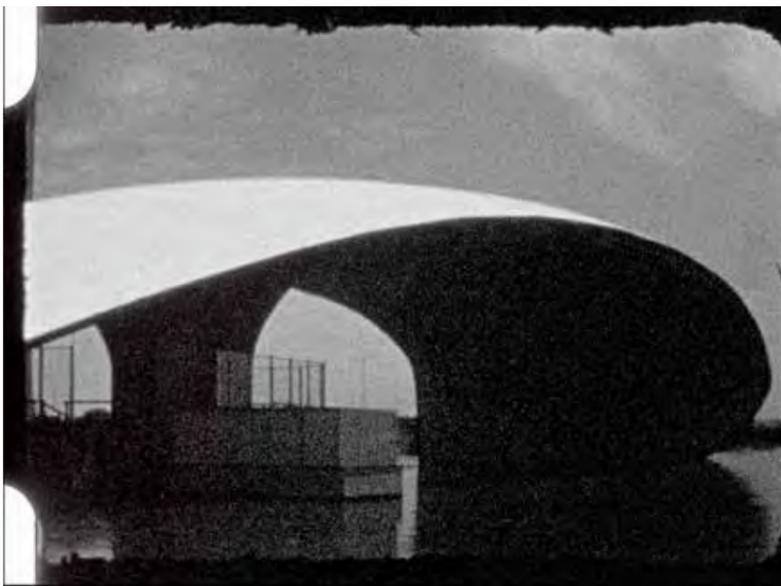
Foto: Jürgen Nagel

*„Wenn es Wirklichkeiten gibt,
muss es auch Möglichkeiten geben.*

*Wenn es Wirklichkeitssinn gibt,
muss es auch Möglichkeitssinn geben.*

*Es ist die Wirklichkeit,
die die Möglichkeiten weckt.“*

Robert Musil: Der Mann ohne Eigenschaften



Techno in Musik, Mode und Gesellschaft zugeordnet – reformuliert und sich als Quellgrund neuer Produktionslogiken zur Marke Eigenbau (Friebe/Ramge 2008) sowie zur nächsten „industriellen Revolution“ (Anderson 2013) gemausert.

Berlin erfand sich seit den 2010er Jahren wiederum neu. Ermöglicht durch digitale Vertriebsoptionen wie Etsy und andere Sharing-, Distributionsplattformen, hat sich in Berlin eine neue diskursführende Maker-Szene als Triebfeder für neue Innovationen entwickelt und der alten kapitalistischen Produktionslogik den Kampf angesagt. Ihr Hauptaugenmerk liegt dabei

aber nicht nur auf der Wiederaneignung von Produktionsmitteln und Produktionsprozessen, dass sie es »selbst« machen wollen, sondern eben auch darauf, es »besser« zu machen. Nicht nur Do-it-Yourself, sondern Do-it-better! lautet die Losung.

Innerhalb dieses neuen argumentativen Referenzrahmens bündelt sich die Suche nach neuen gesellschaftlichen Dynamiken und neuen Begründungen, warum der Wiederaufbau des Sozialen eine gute Sache ist. Auf der Basis dieser skizzierten neuen sozialen Keime wird die Erwartung ausgerufen, dass diese selbstorganisierten sozialen Mikrowelten in die Teilbereiche



der desaströsen und krisenhaften Systeme von Ökonomie, Politik, Stadtleben, Gesundheit, Ernährung und Arbeitswelt einwirken und diese positiv beeinflussen und reformieren sollen.

Berlin will es mit Beginn der 2020er Jahre wieder einmal versuchen und zieht magnetartig Protagonisten aus aller Welt an. Sehnsuchtsvoll arbeiten sie an einem alternativen postkapitalistischen Entwurf, um wiederum Orte und Räume im Nachgang des neoliberalen Zeitalters neu zu erfinden. Während man früher ekstatisch tanzte und feierte, werden nun die Material- und Stoffströme in Meet-ups für eine neue Zukunft Berlins gehackt.

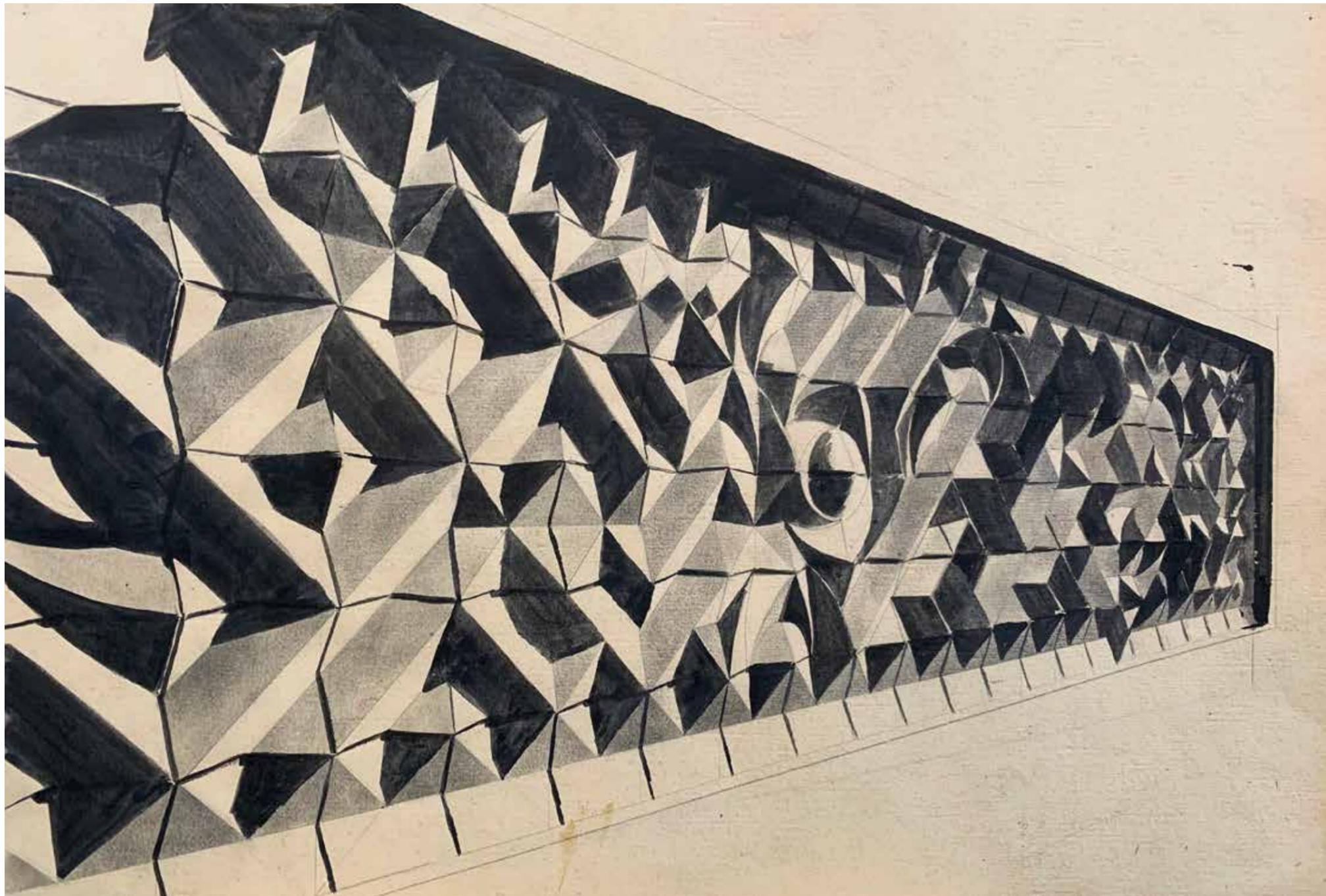
In den letzten Jahren sind immer mehr FabLabs, Offene Werkstätten, Reallabore, Urban Laboratories und Repair Cafés aus dem Boden geschossen. Das Besondere daran ist, dass sich dort experimentelles Handwerk („Low-Tech“) mit neuesten Technologien („High-Tech“) verbindet. Hier treten junge Macher*innen an, sie nutzen und kombinieren die Welt der Atome sowie die der Bits und Bytes. An den Grenzen des Wachstums transportieren sie ein alternatives Verständnis vom guten Leben, da Konsum und Produktion weder Zufriedenheit, Sinn oder Distinktion verschaffen. Ganz zu schweigen von den stofflichen und ökologischen Kosten.

Diese Orte sind Transmissionsriemen für neue Ideen und aktualisieren Unternehmen: Kollaboration, Innovation und die Gestaltung des Lebens im Bereich Stadt, Ökonomie, von sozialem Miteinander und digitaler Durchdringung werden hier auf eine neue Stufe gebracht, oft abseits der edukativen, beruflichen oder privaten Praxis. Es sind Orte der Hoffnung, der Selbsterprobung und des Experiments, die durch die Digitalisierung ermöglicht werden.

An diesen Orten entsteht Neues: nachbarschaftsorientierte Verhältnisse, integrative Arbeitsstrukturen mit ökologischer Ausrichtung bis hin zu Nachbarschaftsgärten und individuellem Zeitgewinn. Eine Gegenbewegung wächst hier von unten heran, die aber nicht gegen die Digitalisierung und auch nicht grundsätzlich anti-ökonomisch ist. Es ist eine Gegenbewegung, die sich dem Maximierungs- und Wachstumszwang der Gegenwart entgegenstellt und das Soziale und Ökologische dem ökonomischen Wachstumsparadigma voranstellt – und letztlich eine Kritik an den Lebenszyklen digitalbasierter Konsumgüter (z.B. Handy) und ihrer schnell abnehmenden Halbwertszeit formuliert. ●

Dr. Bastian Lange lehrt und forscht an der Universität Leipzig und leitet Multiplicities, Berlin

Brasilia, Oberkommando des Heeres von Oscar Niemeyer und Denkmal für Juscelino Kubitschek von Oscar Niemeyer, Die Fotos wurden mit einer 60 Jahre alten 8 mm Filmkamera angefertigt, die so alt ist wie Brasilia, Fotos: Andreas Rost



Klaus Walter: IDOL #1, Graphit, Tusche, 35 x 50 cm

Und der Zukunft zugewandt ...

Von Klaus Walter

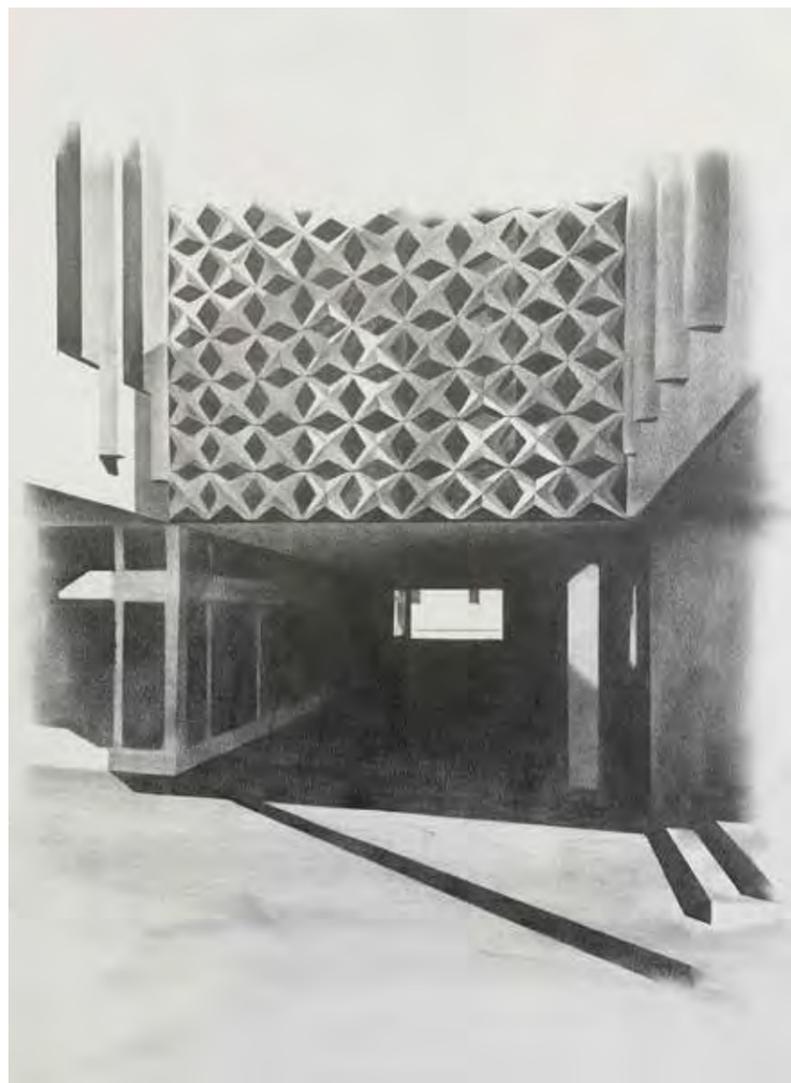
Architektur als zweite Natur des Menschen ist zugleich sein gebautes Gedächtnis. In dem für mich überschaubaren Zeitraum sind es die DDR-Bauten der 70er und 80er Jahre, die heute als stumme Zeugen an eine Epoche erinnern, die ich selbst noch erlebt habe. Wie Dinosaurier oder gestrandete UFOs stehen sie in unseren aufpolierten Städten, ihre zukunftsweisende Geste von einst läuft ins Leere, sperrig widersetzen sie sich einem zeitgeistigen, wahlweise auch historisierenden

Städtebau. Oder die Liegenschaften werden als „abandoned places“ zu aus der Zeit gefallenen Geschichtsbrachen. Oft genug scheint der Abriss die einfachste Lösung zu sein. Es ist eine andere Moderne, die da still entsorgt wird.

Mit dem Abstand der Jahre entdecke ich immer mehr ihre ästhetischen Qualitäten. Es ist das formale Spiel zwischen Zweck und Ornament, zwischen standardisierten Betonelementen und deren variantenreicher Kombination, eine gestalterische Effizienz mit einfachen Mitteln, die mich zunehmend begeistert. Zeichnerisch versuche ich

ihr Bauprinzip im Spiel von Wiederholung, Drehung und Fusion zu ergründen. Unter dem Einfluss von Perspektive und Licht mutiert Geometrie zu zellartigen biomorphen Strukturen.

Ich bediene mich einer Technik, bei der Graphitpulver durch filigran geschnittene Schablonen mit der Hand in das Papier eingerieben wird. Orte der Macht und zur Schau gestellten Überlegenheit werden durch diesen aufwändigen Prozess zu Erscheinungen von fast poetischer Zartheit. Dabei wird die künstlerische Recherche auch zur Suche nach den eigenen Prägungen. ●



Klaus Walter: REFLEXION, Graphit, 59 x 42 cm



Klaus Walter: MINISTERIUM, Graphit, 70 x 100 cm

Kunstform Schnittblume. Eine Ermunterung

Von **Sebastian Olma**,
Amsterdam

Pflanze, Kunst, Gesellschaft

Während im Zuge etwa des neuen Materialismus oder der Anthropozändebatte Pflanzen wieder vermehrt Einzug in die zeitgenössische Kunst halten, bleibt der Schnittblume der Zutritt zu den Räumen des Kunstbetriebs weitgehend verwehrt. Sie mag gelegentlich den Raum dekorieren, aber als Kunstform hat die Schnittblume einen miserablen Ruf. Die folgenden Überlegungen sollen eine Neubestimmung der Funktion der Schnittblume in der zeitgenössischen Kunst anregen. Dabei geht es nicht um die Schnittblume als Motiv oder Kunstwerk im herkömmlichen Sinn, sondern um die Frage, inwieweit die Schnittblume als teilnehmende Beobachterin am gesellschaftlichen Geschehen der Kunst neue Perspektiven erschließen kann.

Moderne und Umgebung

Begreift man die Moderne – wie beispielsweise Peter Sloterdijk dies in seiner Sphärentrilogie tut – als einen Prozess der Domestikation des Menschen, dann avanciert die Schnittblume auf eine zentrale Position im Inneren des modernen *locus vivendi*. In dieser Moderneerzählung tritt der Wohnort ins Rampenlicht des sozialen Geschehens. Wohnen bildet in zunehmendem Maße die Bühne, auf der sich „die Explikation des menschlichen Aufenthalts in menschengemachten Interieurs“ vollzieht. Sloterdijk führt in diesem Zusammenhang den Begriff

der „Umweltumkehrung“ ein: die „natürliche“ Situation, in der der Mensch das Umgebende und die Umwelt das Umgebende ist, kehrt sich in dem Sinn um, dass nun der Mensch seine Umgebung selbst entwirft und einrichtet.

Die Schnittblume ist ein frühes Produkt dieser Umweltumkehrung und wird im weiteren Verlauf zur Ikone und Beobachterin der Herausbildung eines Wohnorts, der einen radikalen Bruch mit der Sesshaftigkeit der agrarisch geprägten Lebenswelt vollzieht. Sie wird zur *Ikone*, weil sie die positive Interpretation der Bodenlosigkeit des modernen Lebens verkörpert, durch die der „Begriff der Entwurzelung [...] einen hellen Klang“ erhält. Und sie wird *Beobachterin*, da mit der Entwurzelung des sozialen Lebens ein Gewinn an Abstand und Geschwindigkeit verbunden ist, durch den Reflexion erst möglich wird: „Man kann heute gelassen aussprechen, dass das Leben in der Sedentarität zu langsam, zu sehr in sich eingekrümmt und zu sehr am Leitbild der Pflanze orientiert war, um sich zu seinen Formen des Wohnens mit der für theoretische Erkenntnis unentbehrlichen Deterritorialisiertheit äußern zu können.“ Dem ist nur insoweit zu widersprechen, als die Schnittblume einen Sonderfall dieser Entwicklung darstellt, da ihr erst in der deterritorialisierenden Umweltumkehrung ein eigenes Beobachtungsmilieu geschaffen wird und sie als einziges Gewächs die Entwurzelung des Menschen nachvollzieht.

Drinne ohne draußen

Der niederländische Biologe Arjen Mulder hat unlängst einen Essay

vorgelegt, in dem er die Gegenwart *Aus der Sicht der Pflanze* betrachtet. Mulder ermuntert uns, der pflanzlichen Perspektive auf das Leben mehr Beachtung zu schenken. Dabei geht er auch auf die Rolle der Zimmerpflanze ein, die zumindest als enge Verwandte der Schnittblume gelten dürfte. „Die Aufgabe der Zimmerpflanze“, so Mulder, „ist das Verbinden von drinnen und draußen, des Häuslichen mit dem Wilden, des Wohnzimmers mit der frischen Luft, der schmalen Stadtgasse mit dem weitläufigen Ackerland, dieser vegetativen Domäne, deren Negation und Spiegelung das städtische Leben formt.“ Die pflanzliche Mitbewohnerin wird hier verstanden als eine „Kunstform“, die den Stadtbewohnern die natürlichen Grundlagen ihres urbanen Lebens immer wieder vor Augen führt.

Allerdings stellt sich unmittelbar die Frage, wie effektiv die zimmerpflanzlich induzierte Reflexion auf die Natur oder den – wie man im Anthropozän wohl formulieren muss – Zustand unseres Planeten derzeit noch ist. Der US-amerikanische Künstler und Gesellschaftsforscher Brian Holmes meldete sich vor einiger Zeit eindrucksvoll mit der These zu Wort, dass Städte heute zunehmend die Funktion von Deflektoren übernehmen, die ihren Bewohnern die Sicht auf die katastrophalen Folgen des kapitalistischen Raubbaus an unserem Planeten verstellen. Der extraktive Kapitalismus funktioniert Holmes zufolge so reibungslos, weil er die Vernichtung lebenswichtiger Ressourcen an den Aufbau einer Interface-Ästhetik koppelt, die zwischen Realität und Usern einen

digitalen Hiatus konstruiert. Städte mutieren dabei zu *urban screens*: sie generieren ein flächendeckendes Netzwerk, bestehend aus Smartphones, Tablets und ähnlichen Aufmerksamkeitsvampiren, die einen an-ästhetischen Schutzschirm formen, der dem städtischen Leben das Bewusstsein seiner Verantwortung für die Vernichtung des Planeten vom Leibe hält. Gegen ein derart smartes System ideologisch-technischer Betäubung ist kein Kraut – und keine Zimmerpflanze – gewachsen. Sloterdijks „Weltinnenraum des Kapitals“ degeneriert im Zuge der Digitalisierung zu einem absurden Raum der Selbstzerstörung.

Wurzeln in der Zukunft

Über das absurde Leben liefert der Philosoph Vilém Flusser am Beginn seiner Autobiografie folgende hell-sichtige Überlegungen:

„Das Wort ‚absurd‘ bedeutet ursprünglich ‚bodenlos‘, im Sinn von ‚ohne Wurzel‘. Etwa wie eine Pflanze bodenlos ist, wenn man sie pflückt, um sie in eine Vase zu stellen. Blumen auf dem Frühstückstisch sind Beispiele eines absurden Lebens. Wenn man versucht, sich in solche Blumen einzuleben, dann kann man ihren Drang mitfühlen, Wurzeln zu schlagen und diese Wurzeln in irgendeinen Boden zu treiben. Dieser Drang der entwurzelten Blumen ist die Stimmung des absurden Lebens.“

Flussers Metapher bezieht sich auf die persönliche Erfahrung eines von Emigration geprägten Lebens. Im 21. Jahrhundert hat sich diese Erfahrung auf erschreckende Weise

verallgemeinert. Migration infolge von Krieg und Umweltzerstörung sind zu einem Massenphänomen geworden. Bis dato ist die Menschheit nicht in der Lage, dieser globalen Herausforderung entschlossen und effektiv entgegenzutreten. Glaubt man dem Technologiephilosophen Bernard Stiegler, dann ist dies vor allem eine Folge der Selbstentwurzelung der Menschheit, die eine traurige Errungenschaft des 20. Jahrhunderts ist. Durch die toxische Verbindung von Technologie und Kapitalismus droht der Mensch zu einem absurden Anhängsel eines Systems zu werden, über das er selbst die Kontrolle verloren hat.

Die Umkehr dieses Kontrollverlusts stellt die derzeit größte Herausforderung der Menschheit dar. Eine der dabei zu bewältigenden Aufgaben ist die Überführung der herrschenden An-Ästhetik in eine Ästhetik, die in der Lage ist, aus dem Weltinnenraum des Kapitals auszubrechen. Es sollte klar sein, dass die Kunst dabei eine wichtige Rolle spielen muss. Womit auch die Schnittblume wieder in den Blick rückt. Denn es geht keineswegs um eine Rekonstruktion der Kunst als ethische oder politische Agitation. Was die Schnittblume mit dem zeitgenössischen Menschen gemein hat, ist in der Tat der Drang, „Wurzeln zu schlagen und diese Wurzeln in irgendeinen Boden zu treiben“. Die Schnittblume könnte dabei zu einer Zeugin der Rückgewinnung und Neuerfindung von Formen ästhetischer Individuation werden, mit denen es der Menschheit gelingt, Wurzeln in den Boden einer wünschenswerten Zukunft zu schlagen. ●

Mareike Hohmann

Nachruf

Huch, was blüht denn da,
wo früher mal der Grabstein war?

Verwaist und wild erscheint es wohl,
doch wo einst Karl* lag, wächst jetzt Kohl.

Und dank Respekt und Achtung
vor dem Ende,
streift heute Fuchs und Wild durch
das Gelände.

Die Stadt ist wild und wunderschön,
im hier und jetzt kann viel entsteh'n.

*Karl Philipp Moritz (1756-1793), beerdigt auf dem Georgenfriedhof; Schriftsteller, Schauspieler, Hutmacherlehrling; Hauptwerk: der pietist. autobiografisch gefärbter Roman „Anton Reiser“



Die Grüne Oase der Großstadt im Hier und Jetzt – Gemeinschaftsgarten und Naturexperienzraum der Grünen Liga Berlin e.V. auf dem Georgen-Parochial Friedhof I im Prenzlauer Berg,

Foto: GRÜNE LIGA Berlin

Ein leeres Blatt Papier

Von **Dipl.-Ing. Heike Müller**

in leeres Blatt Papier ... damit beginnt für mich gewöhnlich jede kreative und konstruktive Aufgabe.

Denken, sortieren, sammeln: etwas entwickelt sich, nimmt Form und Gestalt an, wird verworfen, neu begonnen, perfektioniert. Ein Denkprozess ohne Stift und Papier ist für mich undenkbar. Die ordnende Stütze hilft, das geistige Wirrwarr zu formulieren und nutzbar zu machen. Etwas später wird das zunächst leere Blatt bedeckt sein mit Ideen, Skizzen, Andeutungen, Notizen. Manchmal lege ich ein Transparent darüber, um Ergänzungen einzufügen, Proportionen zu verdeutlichen, Varianten zu vergleichen.

Ich blicke auf meinen Bildschirm während die CAD-Software startet. Es braucht etwas länger bis alle Module geladen sind. Mich stört das nicht, ich füge währenddessen einige Kommentare meinen handschriftlichen Notizen hinzu. Papier und Stift kann auch das komplexeste Computerprogramm nicht ersetzen. Es fehlt die haptische Verbindung zwischen Gedanken und Visualisierung.

Ich frage mich plötzlich, ob meine Arbeitsweise noch zeitgemäß ist. Verschwende ich am Ende wertvolle natürliche Ressourcen, nur weil es mir nicht möglich ist, meine Gedanken ohne analogen Umweg zu digitalisieren? Tröstet es, dass die papiernen Seiten, später recycelt, eine erneute Verwendung finden werden? Meine Hand ruht auf dem Skizzenblock, die glatte Oberfläche scheint auf neue Ideen zu warten,

die Blätter exakt gleicher Größe liegen plan aufeinander.

Die Zellulose, welche mittels verschiedener Hilfs- und Füllstoffe nach diversen Verarbeitungs- und Veredelungsprozessen in Form eines Skizzenblocks auf meinem Schreibtisch landete, wurde irgendwann einmal aus Holz gewonnen. Viele Jahrzehnte, möglicherweise einige Jahrhunderte zuvor war mein Skizzenblock ein winziger Keimling. Dieser wuchs heran; wurde zunächst höher, später breiter, verzweigte und verzweigte er sich. Vermutlich spendete der Baum bereits Schatten als es mich noch gar nicht gab. Unermüdlich verwandelte er Wasser und Kohlenstoffdioxid unter Einwirkung des Sonnenlichts zu Glucose und versorgte seine Umwelt gleichzeitig mit Sauerstoff.

Das Leben ist so viel mehr als die wiederkehrende Abfolge von Notwendigkeiten, und es macht Spaß, Neues oder Vergessenes wiederzuentdecken, immer wieder den Fokus zu verrücken und Unerwartetem Raum zu geben. Digitalisierung ist keine Antwort auf alles, künstliche Intelligenz nicht klüger als das menschliche Gehirn. Die scheinbar unbegrenzten Kombinationen aus 0 und 1 sind eben doch endlich. Aus diesem Grund haben analoge Prozesse ihre Daseinsberechtigung nicht verloren und sind gerade deshalb so wertvoll, weil deren feine Nuancen zumindest derzeit von Algorithmen nicht erreicht werden.

Schon deshalb wird der Skizzenblock auf meinem Schreibtisch auch weiterhin mein kreativ konstruktives Leben begleiten. Er ist einfach ein Teil meines Lebens. ●

I
P L A N

2020, Daniel Rode

Save the Day: The Day Yves Klein Lost his Marbles in a Laundry

Von **Joachim Seinfeld**

Es war an einem regnerischen Tag im Jahr 1960. Yves Klein stand am Fenster, schaute auf die Straße und dann an seinem Hemd hinunter. Er musste sich eingestehen, dass es wirklich sehr dreckig war, voller blauer Flecken, die vom übermäßigen Gebrauch des Wäscheblaus herrührten, mit dem er dieses spezielle Hemd letztens behandelt hatte. Er wusste, dass es sich nicht leicht entfernen lassen würde. Die neue Technik, die er entwickelt hatte, damit das blaue Pigment auch wirklich haften blieb, sorgte dafür.

Durch das Verfahren erschien das Blau geradezu wie aufgepudert.

Er seufzte, IKB, seine beste Erfindung bisher. Er sollte das Verfahren wirklich patentieren lassen.

Aber zuerst musste er dieses Hemd sauber bekommen. Yves ging ins Badezimmer, knöpfte das Hemd auf, zog es aus und griff nach dem Stück Marseille Seife. Er befeuchtete die Seife und begann das Hemd zu schrubben. Es geschah so gut wie nichts. Die Flecken wurden zwar etwas schwächer, verschwanden aber nicht.

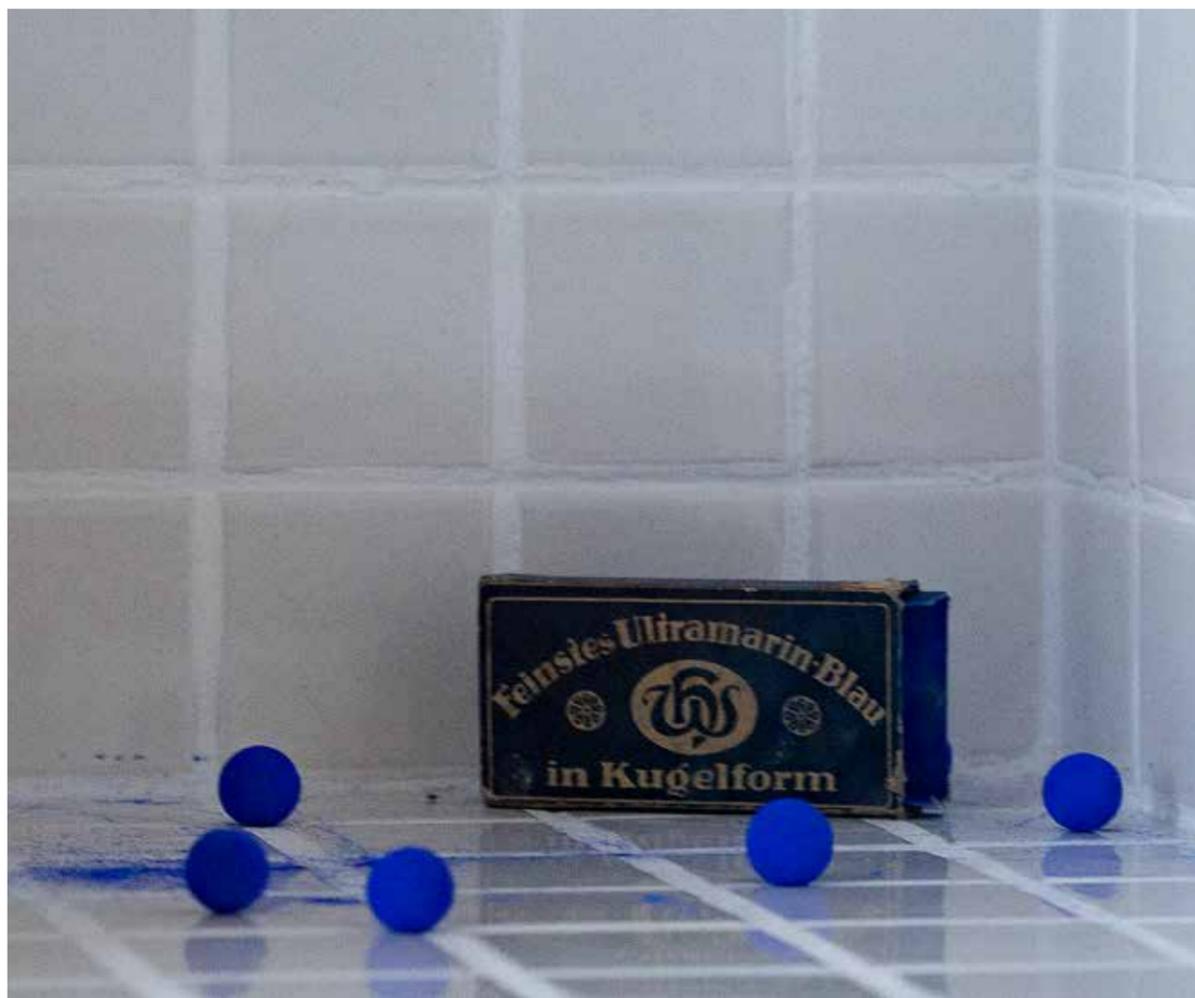
Nach mehreren Versuchen beschloss er, in einen Waschsalon zu gehen und zog das Hemd wieder an. Der Himmel war mittlerweile blau nach diesem eher grauen Vormittag.

Ein blaues Auto fuhr an ihm vorbei als er, ab und an von einer Gartenmauer springend, die Straße hinunterging. Schließlich betrat er den Waschsalon, eine Blue-Note-Melodie vor sich hin summend.

Er zog das Hemd aus, stopfte es in eine der Waschmaschinen und fügte ein gutes Pfund Waschmittel hinzu. Währenddessen sang er "dip dip dip in the whip whip whip". Als er gut fünfzehn Minuten später das Hemd aus der Waschmaschine zog, war es immer noch leicht bläulich.

„Ach, was soll's,“ murmelte er. Er griff in die Hosentasche, um etwas Kleingeld herauszuholen und zu bezahlen. Aber anstelle der erwarteten Münzen hielt er blaue Murmeln in der Hand. Er ließ sie fallen. Wild hüpfend rollten sie über den Boden. Yves Klein betrachtete sie, drehte sich um und tänzelte gleichsam zur Tür hinaus, wieder eine fröhliche Melodie summend.

Zum ersten Mal seit Ewigkeiten fühlte er sich frei von Konzepten jeglicher Art: Der reine Zen-Zustand. ●



Joachim Seinfeld: Save the Day – Yves Klein (Ausschnitt)

FOTO: Joachim Seinfeld



Ursprüngliches Foto: Oliver Gather

Erstarrte Bewegung

Ein Projekt von **Ulrike Kötz**

So ziemlich alles auf dem Worringer Platz ist tagtäglich in Bewegung, dieser Ort ist einer der urbansten Plätze der Stadt Düsseldorf. Ampeln und jede Menge Straßenmarkierungen regeln diese Ströme aus Fußgängern und Autofahrern. Die Straßenbahnschienen durchschneiden den Platz und bilden ihrerseits Linien im Verkehrsgewirr.

Ulrike Kötz nutzt die Fläche des Platzes wie ein Blatt Papier für eine Zeichnung. Kreidelinien heben die täglichen Gänge der Fußgänger hervor. Werkzeug dafür ist ein Fahrrad, auf dessen Gepäckträger sich ein Kanister mit weißer, flüssiger Kreide befindet, der das Hinterrad mit Farbe versorgt. Die so entstehende Zeichnung illustriert die sich stetig ändernden, flüchtigen Wege der Passanten, sie visualisiert die Bewegung und hält sie für eine Zeitlang fest. *et*



Inspiration auf der Autobahn

Das künstlerische Handeln von Frank Zitzmann wird vom Unterwegssein auf Straßen und Autobahnen und dem Fahren an und für sich bestimmt. Täglich fährt er leidenschaftlich mit dem Transporter in die Ferne und scannt den Horizont mit den Augen, immer auf der Suche nach dem, was da sein und kommen möge.

Die Spuren von Menschlichkeit der in-time Geschäfte des Güterverkehrs und die einzigartige Ästhetik des Schwarz-Weiß der Fahrbahn bilden dabei einen besonderen Reiz.

Er fährt los, kommt an, fährt los ... analoge Mobilität.

Die alltäglichen Gegenstände und Situationen, die so scheinbar profanen Dinge verwandeln sich durch seine Arbeit in emotionale Selbstportraits. Ihre Unschärfe, Flüchtigkeit, in Sekundenbruchteilen wahrgenommen, machen sie zu alten Bekannten. Die Sprache von Signalen und Codes der Straße werden in Material und Bild überführt. Mit jeder Arbeit schreibt der Künstler einen Liebesbrief an Momente emotionalen Aufruhrs, an heftige Erfahrungen.

js



FOTOS: Frank Zitzmann



„Nach der Reise sahen sie auf den Fotos, was sie alles verpasst hatten.“

Beat Rink



FOTOS: Stefan Beetz

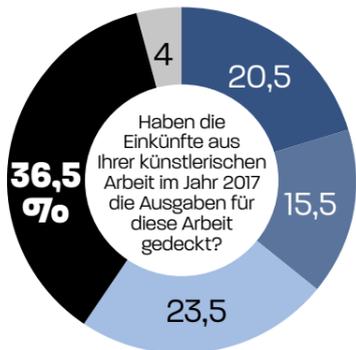


Transit

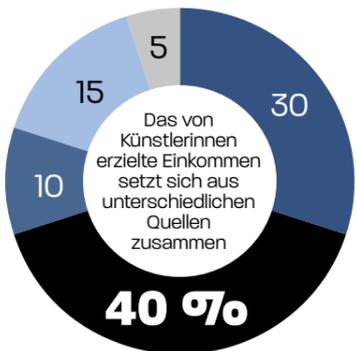
Der Fotograf Stefan Beetz pendelt jahrelang im Zug zwischen Berlin und Hamburg hin und her. Ursprünglich aus purer Langeweile beginnt er, mit dem Smartphone Fotos der vorbeifliegenden Landschaften zu schießen und so überaus flüchtige Momente festzuhalten. Beetz war zunehmend begeistert von den so entstandenen Bildern. „Den Gegensatz zwischen Stillstand im Zug und Bewegung des Zuges selbst auf Fotos festzuhalten, faszinierte mich mehr und mehr“, so der Fotograf. „Auch die Zufälligkeit des Motivs ist unglaublich reizvoll. Denn es ist ja unmöglich zu planen, was letztendlich auf dem Foto zu sehen sein wird.“ et



Die ideale Arbeitskraft von heute und deren Auswirkungen auf die Zukunft



- Ja, (fast) voll und ganz
- Zu mehr als 50%
- Zu weniger als 50%
- **Nein, (fast) gar nicht**
- Keine Angabe



- leben zu mehr als 50% von Einkünften aus ihrer künstlerischen Arbeit
- **leben zu mehr als 50% von Einkünften aus nicht künstlerischer Tätigkeit**
- leben zu mehr als 50% von staatlicher Unterstützung
- leben zu mehr als 50% von anderen Einkünften und Zuwendungen
- leben zu einem Teil von Einnahmen aus Förderprogrammen und Stipendien

Die ideale Arbeitskraft der Wirtschaft von heute ist ergebnisorientiert tätig, d.h. sie sieht nicht auf die Uhr bis das geplante Vorhaben abgeschlossen ist. Sie ist ausgesprochen kreativ, besitzt eine hohe Frustrationsschwelle, arbeitet ständig selbstausbeuterisch und verlangt nur wenig Geld dafür. Alles Eigenschaften, die auch für Künstlerinnen* ausgesprochen charakteristisch sind. Diese sollten daher auf dem Arbeitsmarkt heißbegehrt sein. Und in der Tat sind alle Künstlerinnen im Bekanntenkreis der Autorin stets mehr oder weniger rund um die Uhr beschäftigt: sie machen Kunst, bereiten Ausstellungen vor und sind stets auf der Suche nach neuen Inspirationen. Viele arbeiten – um genügend Geld zu verdienen – zudem in diversen Nebenjobs, und kümmern sich quasi nebenbei um ihre Familien.

Die Resultate dieser Arbeitseinstellung können sich sehen lassen. In unzähligen Büros, Wohnungen und im öffentlichen Raum hängen

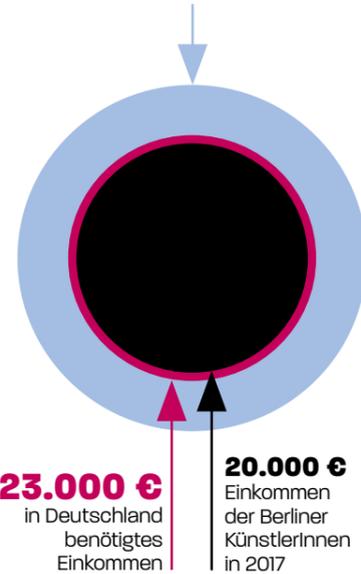
oder stehen künstlerische Werke bzw. deren Reproduktionen, verschönern die Gebäude und inspirieren deren Nutzer und Bewohner. Tausende Besucher strömen in einzelne Ausstellungen und geben dafür viel Geld aus. Touristen kommen aus aller Welt, um in ein ganz bestimmtes Museum zu gehen und kurbeln so die Wirtschaftsleistungen ganzer Städte an. Eine hohe Künstlerinnendichte an einem Ort sorgt für eine kreative und lebendige Atmosphäre, die wiederum weitere Menschen unwiderstehlich anzieht.

Doch wie sieht es mit dem wirtschaftlichen Erfolg der Künstlerinnen aus? Schlägt sich deren Anziehungskraft und ihr Arbeitsethos auch in Zahlen nieder? Der bbk Berlin und das Institut für Strategieentwicklung Berlin haben sich die Situation bildender Künstlerinnen in Berlin – der Stadt mit der nach New York weltweit höchsten Dichte an bildenden Künstlerinnen – einmal genauer angesehen

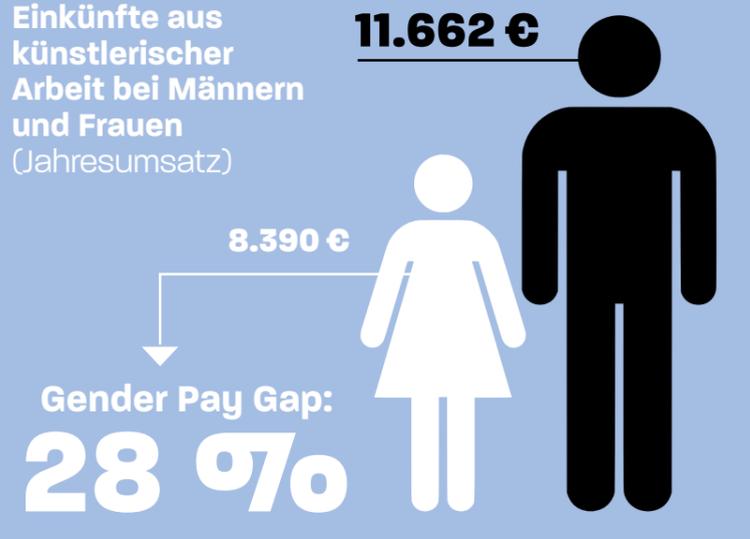
* Heutzutage werden immer alle Geschlechter politisch korrekt aufgezählt. Dies findet die Autorin den Lesefluss betreffend sehr unästhetisch, sie nutzt in diesem Beitrag daher nur die weibliche Form. Alle anderen mögen sich bitte mit genannt fühlen.

Quellen: bbk-berlin.de, IFSE Berlin

ca. 46.000 €
durchschnittliches Jahreseinkommen von Vollzeitbeschäftigten in Deutschland



Einkünfte aus künstlerischer Arbeit bei Männern und Frauen (Jahresumsatz)

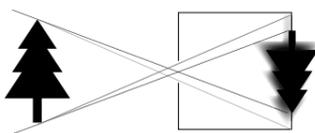


Künstlerinnen werden voraussichtlich eine durchschnittliche **Rente** von **357 Euro** bekommen. **Mehr als die Hälfte** aller Künstlerinnen werden allerdings weniger als **280 Euro** erhalten. Das bedeutet, dass etwa **90 Prozent** der Künstlerinnen von **Altersarmut** betroffen sein werden. Oder es bereits sind.

➔ **Fazit: Die Interpretation liegt im Auge des Betrachters. Bilden Sie sich bitte selbst ein Urteil.**

Camera obscura

Wie die Fotografie begann



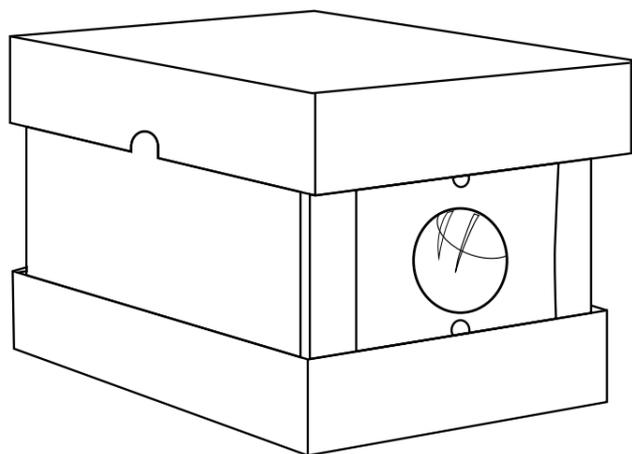
Jede moderne Kamera ist immer noch eine Camera obscura. Das Prinzip der „Lochkamera“ ist seit „den alten Griechen“, mindestens 2300 Jahre bekannt.

Mit der Erfindung der geschliffenen Glaslinse vor 400 Jahren wurde die Camera obscura ein praktisches Hilfsmittel für Maler, die ein möglichst genaues Bild der Natur zeichnen wollten.

Findige Wissenschaftler machten schließlich „Fotoapparate“ daraus.

Mit diesem Experimentierkasten baust du dir deine eigene Camera obscura, experimentierst mit einer Glaslinse, lernst die alten Tricks der Erfinder und wie heutige Kameras funktionieren.

Experimentierkasten mit Hilfe ab 8 Jahre
Karton 22,5 x 16 x 4 cm
Gewicht 630g
Nr. 5651



Globalodromia / FILOART: HOW LONG IS NOW, 1997, Foto: Globalodromia / FILOART

*„Gib das sofort her, ich will **JETZT** damit spielen!“*

James Bowen: Bob und wie er die Welt sieht

Das Jetzt, live und in Farbe

Von **Dorthe Ferber**,
 Studioleiterin ZDF Landesstudio
 Nordrhein-Westfalen

Sehnsucht nach dem Jetzt – das ist die Sehnsucht der Fernsehjournalistin nach Live-Berichterstattung: Direkt vom Ort des Geschehens, die Reporterin im Hier und genau, im Jetzt.

Live, im Jetzt, das ist immer Nervenkitzel, das ist immer „geht etwas schief, geht es über den Sen-

der“. Zugleich ist es die ursprünglichste Form der Reportage – ich stehe hier und berichte, was ich gerade erlebe. Und ich lasse den Zuschauer das Jetzt miterleben, die Lautstärke der skandierenden Demonstranten, den Nordseesturm in meinen Haaren, die Siegestrunkenheit der Fußballfans, die einfach ins Bild drängen. Überhaupt, der Fußball: Meisterschaftsspiele werden live gesehen, sie sind die letzten „Lagerfeuer“ des traditionellen Mediums Fernsehen, auch im digitalen Zeitalter. Im Jetzt

sammelt sich die Nation weiter vor dem Bildschirm, der vielleicht nur noch ein Smartphone-Screen ist.

In den Anfangstagen des Fernsehens war die Sehnsucht nach dem Jetzt beinahe unstillbar. Fernsehen machte „Hier“ möglich, aber selten „Jetzt“. Der Blick in ferne Welten war schwarz-weiß und meist erst nach langem Warten auf die Filmrollen aus dem Kopierwerk möglich. Im Laufe der Jahre wurde das Fernsehen farbig, die Fernstechnik immer kleiner, mobiler, güns-

tiger – heute ist der Live-Bericht alltäglich. Zugleich ist Live-Berichterstattung nicht mehr an Programmierung und Sendebeginn gebunden: Das Netz verlangt das Jetzt, immer und überall.

Dabei bleibt das Jetzt die ultimative Herausforderung der Fernsehschaffenden. Wer immer und überall live dabei sein will, muss weitere Hürden überwinden. Ein Stau auf dem Weg zum Ort des Geschehens, kein Empfang im Karnevalsgetümmel, ach, und wo bleibt eigentlich der Experte

für unsere Live-Sendung? Dann noch: Es könnte Sonntag passieren, es könnte aber auch erst Montag passieren ... Wie viele Menschen müssen also am Wochenende Bereitschaftsdienst leisten, um vielleicht eine Sondersendung live auf den Sender zu bringen?

Das Jetzt kostet – Geld, Arbeit und Nerven. Und doch, das Jetzt bleibt Sehnsucht der Fernsehmacher. Denn das Jetzt ist auch die Sehnsucht der Zuschauer: Journalismus, live und in Farbe – dabei sein, wenn etwas passiert. ●



Der endlose Abschied

Aus den Aufzeichnungen
 von **Cosima Reif**

Der Bildersammler hatte sich von uns entfernt, sich eingeschlossen und nur noch inmitten seiner Bilder gelebt. Als ich ihn das letzte Mal besuchte, hatte er über das Bildersammeln gesprochen und mir vom Bildfang erzählt. Bildfang, allein das Wort faszinierte ihn. Es handelte sich beim Bildfang um eine Einrichtung am Fernsehapparat. Als ich heute bei ihm war, hatte er, wie er mir lächelnd mitteilte, den Bildfang entfesselt. Ich trat also

in den Kreis, er maß gute 3 Meter, gebildet aus 13 Monitoren. Die Monitore schauten sich gegenseitig an. In der Mitte des Kreises war genügend Bewegungsfreiheit für mich, außerdem war die Mitte beleuchtet. Als ich diese erreichte, glommen die Monitore auf. Ich umkreiste mich selbst. Wie ich mich auch drehte, im Auge behalten wollte, die Bilder vor mir drehten sich stets nach links, schlüpfen von Monitor zu Monitor. Drehte ich mich nach links ins Rund, drehte sich mein Bild nach rechts, wobei es weiterhin linksherum wegschlüpfte. Ich muss mich wohl tausendmal selbst überholt haben, bis er mich aus dem Kreis befreite und mir

das Geheimnis verriet. Er hatte eine Kamera außerhalb des Kreises aufgestellt, die mein Bild direkt in einen außenstehenden Monitor speiste. An diesem Monitor war der Bildfang gelöst. Ohne Bildfang verlor mich der Monitor andauernd, ich entglitt ihm nach links, flupp, flupp, flupp, und war doch rechts gleich wieder da. Mit einer zweiten Kamera übertrug er mich auf die 13 Maschinen im Kreis.

Ich erinnerte mich an ein Spiegelkabinett, wo ich mich erstmals in meinem Leben hinter den Spiegeln und außer mir selbst gefühlt hatte. Verblüffend war jedoch, dass dieses elektronische Kabinett so viel eindimensionaler war, soviel leerer, karg wie ein Felsen, da ich nur immer und überall dieselbe Seite von mir vervielfältigt sah, die gleich Hexen um mich herumtanzte und in Sekundenschnelle sich auflöste, wieder entstand. Meine Bewegungen hatten andere Seiten von mir der Kamera zum Auflecken angeboten, dann war es nur der Rücken, der aus mir heraustrat, dann nur die Seite. Mein Bild war aus mir herausgetreten und hatte sich mir zum Hohn in seine eigene Dynamik verliebt. Der Bildersammler war zufrieden, dass er den Bildfang überlistet hatte. Er nannte das Spiel eine heilige Runde, ein Spiel zur Ablösung des Abgebildeten von seinem Bild. ●



André Werner: Circles, Multi Channel Installation in der Zwingli-Kirche, Berlin
 FOTOS: André Werner

Right here right now: Ich mache jetzt Sport

Von **Gertrude Blumenkohl**

Message sent: Friday, 5.30 pm

Liebes Fitnessstudio,

vielen Dank für die personalisierte E-Mail. Offenbar sind wir längst per Du. Also gut: Ich bewundere deine Energie und Ausdauer, deine Hartnäckigkeit. Den langen Atem, mit dem du mich ständig über alle möglichen Trends aus der Fitnesswelt informierst. Von Kardio bis Kraftsport, von Kurzhantel bis Kinderbetreuung, von der Kalorienzähler-App bis zum Krav Maga.

Dabei ahnst du es sicher längst: Ich interessiere mich gar nicht für Sport. Zugegeben, ich treibe ihn, trotzdem, regelmäßig sogar. Mit jedem Training sammle ich Karmapunkte. Du zählst fleißig mit, erfindest Meilensteine. Weißt du noch? Nach dem 25. Besuch schicktest du mir Glückwünsche – pfffig mit Geschenk zum Download. Den Gutschein konnte ich nur bei dir einlösen. Gegenwert: drei Low-Carb-Riegel oder zwölf Minuten Solarium. Deine Rechnung ist aufgegangen. Ich war sofort süchtig. Klar wollte ich mehr. Du hast mich überrascht. Mit deiner Hilfe bin ich stärker geworden. Klingt blöd? Stimmt aber. Seit wir uns kennen, habe ich 97 Mal Sport gemacht. Wer mich kennt, wird verwirrt den Kopf schütteln. 97 Mal Sport in 11 Monaten.

Dabei wollte ich doch nur ein kostenloses Probetraining abstauben. Und wenn ich Probetraining sage, meine ich deinen Wellnessbereich (Sauna-Tageskarte). Aber du warst so nett. Du hast mir ein Glas Gurkenwasser hingestellt (isotonisch). Gefragt, wie oft ich Sport treibe. Die Antwort war mir peinlich: Naja, nie? Aber Sport sei doch wichtig. Sehr gesund, auch präventiv. Ob ich denn niemals Rückenschmerzen habe? Müde und schlapp sei? Dagegen sei Sport eine super Sache.

Oh ja, ich bin immer so müde. Bisschen faul auch. Ehrlich gesagt, manchmal fehlt mir die Motivation zum Atmen. Okay, es ist ein Reflex, du atmest ein, du atmest aus, dann wieder ein. Nur die Wenigsten bemerken, wie anstrengend das ist. Sobald es dir erst einmal auffällt, kannst du es kaum noch ausblenden. Dann meidest du Yoga-Kurse. Da musstest du lachen. Du hast dich gar nicht mehr eingekriegt. Dabei war ich bloß ehrlich. Sag mir, ich soll bewusst atmen, achtsam den Moment erspüren – und ich werde sehr wütend.

Logisch kenne ich Rückenschmerzen. Der Stress, furchtbar. So geht es uns allen. Wo um Himmels Willen die Zeit für Sport finden? Sicher, körperliche Bewegung ist wichtig. Ein wenig Selfcare im Alltag integrieren, man sollte wirklich ...

Nach dem Gurkenwasser haben wir beschlossen, es einfach zu versuchen. Ich habe jetzt allen Ernstes einen Vertrag mit dir. Dein Monatsbeitrag ist happig. Du hast dir bestimmt ins Fäustchen gelacht. Dachtest wemöglich, ich sei der Prototyp einer idealen Kundin (dachte ich auch), die stille Teilhaberin: zahlt stets pünktlich, kommt aber nie.

Wir haben uns getäuscht. Zugegeben, anfangs kam ich bloß wegen der Sauna. Dreißig Minuten halberziges Workout – und ab zum Aufguss. Weißt du, es fällt mir oft

schwer, mich zu entspannen. In der Sauna hingegen? Mentales Nirvana. Du liegst einfach nur da. Irgendwann hörst du auf zu denken. Dagegen kannst du nix tun. Keine Gedanken. Mehr. Nur noch Hitze und Knistern, während du langsam zerfließt. Aber am besten ist die Eisdusche, die ist wunderschön schrecklich. Selbst jetzt, nach bald einem Jahr, erfordert es all meinen Mut, den fiesen Schlauch aufzudrehen. Ich beginne vorsichtig: zuerst die Füße, die Hände, die Arme, die Beine. Ich arbeite mich langsam vor, zum Herzen hin, Luft anhalten: der Bauch ist am schwersten, danach ist es schön. Rinnt mir das eisige Wasser übers Gesicht den Körper hinab, bleibt die Zeit stehen. Und mein Herz setzt aus – oder stolpert es?

Trete ich aus der Dusche, fühle ich mich gut. Wach, weich, entspannt. Meine Haut prickelt. Ich spüre das Blut durch die Adern rauschen. Deutlicher als sonst nehme ich meinen Körper wahr: nicht schmerzhaft, träge oder angespannt, nicht bleischwer – sondern als eine Art Tempel, in dem ich zuhause bin.

„350 billion years ago, right here right now“

(Fat Boy Slim playing in the background)

Ein kostbares Gefühl. Fast so kostbar wie die Erinnerung daran. Oder war's andersrum? Die Sehnsucht nach diesem Gefühl motiviert mich, zum Sport zu gehen. Wenn ich daheim sitze, vor mir kalter Kaffee und eine To-Do-Liste, deren Anblick mich zurück ins Bett treibt – denke ich ungern an dich. Nicht böse gemeint, aber da will ich mir lieber ins Bein schießen. In solchen Momenten hilft mir die Erinnerung. Wie fühlt es sich an? Ganz im Körper, in der Gegenwart zu sein. Die Vorstellung bringt mich oft in die Gänge. Ich packe meinen Rucksack und mache mich auf den Weg, ehe die Kräfte schwinden.

Die Aussicht auf Entspannung treibt mich während des Sports weiter an. Sie lässt mich vieles aushalten. Zum Beispiel 50 Sit-Ups und 3 mal 15 Bewegungen an vielen deiner Geräte. Die sind gut für einen starken Rücken, einen knackigen Po, doch vor allem zur progressiven Muskelentspannung („Entspan-

nung folgt auf Anspannung“). Auch deine Musik ertrage ich stumm, auf jedem Ohr eine andere. Ständig unterbrichst du die besten Hits von gestern mit Werbespots, deren Texte ich mitsingen kann. Parallel läuft beim Spinning so halbherziger Techno mit euphorischem Headset-Gebrüll („Und nochmal, jetzt bloß nicht schlappmachen, Ladies, ihr könnt das, woohoo!“).

Liebes Fitnessstudio, du hast mir eine neue Welt eröffnet. Mein Fazit nach einjähriger Mitgliedschaft: wir sind ziemlich verschieden. Ich finde Sport immer noch langweilig. An-

strengend, aber ich bleibe dran. Es tut mir gut. Du tust mir gut. Von deinen Kursen halte ich Abstand (auch weil sie komische Namen haben). Du lässt mich in Ruhe trainieren und verschonst mich mit Fitnesswahn und Gruppenzwang. Meine Lieblingshose passt wieder. Zugleich bin ich kräftiger geworden. Immer mehr Gewichte zu stemmen, macht mich stolz. Damit hatte ich gar nicht gerechnet. Selbst meine Ausdauer ist besser geworden (nimm das, Tabakindustrie!). Und du hattest Recht, ich habe jetzt nicht mal mehr Rückenschmerzen.

An der Musik jedoch solltest du

arbeiten. Nehme mir ständig vor, schalldichte Kopfhörer zu kaufen. Jedes Mal, wenn ich beim Klang von Cotton Eye Joe meine Hüfte mobilisiere, fällt es mir wieder ein. Bestimmt wurde Noise Cancelling nur für Orte wie dich erfunden. Blitzgedanke: Schenkst du mir welche? Vielleicht zum Einjährigen oder beim nächsten Meilenstein?

Jetzt muss ich los, zum Sport - und dann ab in die Sauna, woohoo!

Sportliche Grüße
Deine Gertrude



2020, Daniel Rode



Marek Schovānek: Digital Dark Age

FOTO: Marek Schovānek



Claus Feldmann: Das Versprechen, C-Print

Jetzt mal Disziplin oder lieber Zufall?

Wer kann sich zwingen, wer nicht? Wer wartet auf den göttlichen Funken? Wen regiert König Zufall? Ein Versuch über die Strategien, im Hier & Jetzt zu arbeiten.

Von **Cosima Reif**,
 Texterin und Illustratorin, Wien,
 zufallsproduktion.at

Seelenruhig räumt sie ihre mitgebrachten Cola-Dosen in den Kühlschrank, zwischen den Champagner, den Wodka und den Gin. Ich hab Ramadan. Jetzt ist ein Jahr Ramadan, sagt sie. Kein Alkohol. Vor einem Jahr hat sie die Leitung einer Schweizer Kabarett-Bühne angeboten bekommen, vor einem halben Jahr hat sie den Job angetreten. Anni* ist Journalistin, Aktivistin, Bühnen-Autorin, Märchen-erzählerin. Sie hat ihre Deadlines beachtet, mit Leuten kooperiert und teilweise die Regie übernommen. Aber dieser Job verlangt eine noch ungewohnte, höhere Dosis an Konzentration. Ein Apparat ist in ihrer Verantwortung, jede nicht klar getroffene, bewusste Entscheidung könne das Scheitern bedeuten. Sie sagt, sie musste das Abstinenz-Gelübde ablegen, sonst würde sie das nicht schaffen. Ein Jahr. Ein halbes ist schon herum. Sie vermisst auch nichts. Sie lebt jetzt und arbeitet jetzt und denkt jetzt und arbeitet fleißig und stetig die sich vor ihr auf-

türmenden Berge ab. Beantwortet die Mails, absolviert Termine und schreibt an einem neuen Stück.

Alkohol und andere Unterbewusstseins-erweiternde Drogen errichten ein Parallel-Universum zum Jetzt. Eine Zeit, in der das Jetzt sich unermesslich ausdehnt und der Moment stehen bleibt. Ein Gefühl von Ewigkeit. Ossi* braucht das, sonst kommt der Flow nicht. Wenn es ihm bewusst wäre, dass die Zeit vergeht, und seine Gedanken nicht mit ihr Schritt halten könnten, er würde fühlen, wie seine Idee altert, verwittert, wie ein Luftballon, der zu lange in der Ecke liegt, Runzeln bekommt. Die Vernunft würde kommen und ihm austreiben, was er gerade konzipiert und entwirft. Im Parallel-Universum ist die Zeit nicht linear, sie kreist im Kopf und lässt sich dehnen.

Don* hat eine Armbanduhr, die er selbst entworfen und ausgeführt hat. In einem Lederbändchen hängen die drei silbernen Buchstaben N-O-W. Bei Don ist immer, tagaus, tagein: jetzt. Es ist nie zu früh oder zu spät. Er kann nie etwas anderes beeinflussen als den exakten Moment. Er kann jetzt reagieren oder gehen. Jetzt einen Impuls setzen oder einen Satz sagen. Nur jetzt. „Kannst du nichts verschwenden?“ frage ich. „Doch, jetzt wird verschwendet. In einem anderen Jetzt wird der Tag genutzt.“

Nomi* muss sich entschuldigen: Sie hat einen Freund verstört. Bei Tisch ist das Gespräch zufällig zu ihrem derzeitigen Projekt hingewandert, sie riss es an sich und ein gut gelaunter, absichtsloser Smalltalk mutierte zu einem Interview. Sie möchte ein Buch schreiben über ungewöhnliche Liebespaare und wie

diese sich kennengelernt haben. Der Zufall warf ihr ein skurriles Pärchen vor die Füße und sie konnte dieses Abendessen nicht ungenutzt verstreichen lassen. Die Fragen wurden zunehmend inquisitorischer, einige Anwesende begannen, sich zu langweilen – sie kannten die Geschichten schon – und der Lebenspartner

des mit Fragen Behämmerten fühlte sich zunehmend bloßgestellt. Es gab einen Eklat, man schrie sich an, ein Veröffentlichungs-Verbot wurde coram publico ausgesprochen. Im Falle der Zuwiderhandlung mit rechtlichen Schritten gedroht. Nomi entschuldigt sich natürlich. Die Geschichte ist zu spannend. Aber nicht

jetzt, jetzt muss sie warten. Sie muss erst ein bisschen Gras über die Sache wachsen lassen. Nomi ist ein Jagdhund, wenn sie Witterung aufgenommen hat, ist sie machtlos. Der Verstand setzt aus. Sie ist gewohnt, mit den Konsequenzen zu leben.

Ich* habe die Jetzt-Krankheit. Sobald ich mich hinsetze und sage: jetzt schreib ich diesen Aufsatz über Carpe Diem, beginne ich mit dem, was Claude Levi-Strauss das lockere Denken nennt. Das lockere und das strenge Denken, das Oszillieren zwischen beidem, so hat er seine Methode genannt. Ich kann mich sehr wohl dazu zwingen – erst der Essay, dann eine Zigarette. Aber dann schreibt man hanebüchene Blödsinn, nur, um zu einer Zigarette zu kommen. Besser: erst die Zigarette, dann der Essay. Ich kann jetzt nicht arbeiten, es muss sich erst in mir zusammenfinden. Dann beschließt man: erst das Käsebrot, dann der Essay. Dann ein Computerspiel, dann der Essay. Man denkt ja währenddessen locker darüber nach. Mehrere Achttausender im Prokrastinationsgebirge werden errichtet, bis sich dieses Schwindelgefühl einstellt, aus dem man nur durch strenges Denken wieder herauskommt. Das lockere Denken hat sich während der Umschiffung der Motivationsklippen zufällig selber formiert und seine eigene Marschrichtung gefunden. Man setzt sich hin und schreibt.

Deadlines sind natürlich auch hilfreich. Aber letztendlich nur eine Krücke. Wenn man an Deadlines gewöhnt ist, fällt sie einem weniger häufig zu, die spielerische Disziplin des Künstlers. ●

*Namen momentan geändert.



Cosima Reif, Jetzt arbeiten!



Rockkonzert 1988

Foto: Stephan Guslaros

GESTERN

GETRUNKEN

GESCHLAFEN

~~GEFRÖREN~~

VERGESSEN

GELERNT

GESEHEN

BEKOMMEN

GELOGEN

~~GESTOHLEN~~

GEQUÄLT

GEHÖRT

VERRATEN

GEWONNEN

~~GEKÄMPFT~~

DEMONSTRIERT

GEDACHT

~~GEAHNT~~~~GEWARTET~~

HERAUSGEFUNDEN

GEFLUCHT

~~GELACHT~~

GEÄRGERT

VERGEIGT

ENTDECKT

GESCHAFFT

HEUTE

ESSE

SPIELE

~~PROBIERE~~

MELDE

~~STÖRE~~~~TÖTE~~

TRINKE

SCHAFFE

~~QUÄLE~~

GLAUBE

SUCHE

SCHEIßE

WÜNSCHE

~~SPENDE~~

VERLIERE

LÄCHLE

KANN

LIEBE

BRAUCHE

~~FICKE~~

HASSE

~~MACHE~~~~PACKE~~

VERGEUDE

LEBE

VIEL*

WENIG**

NICHT***

MORGEN

TEILEN

AUFGEBEN

HANDELN

~~AUFESSEN~~

VERÄNDERN

EINHALTEN

ZERSTÖREN

~~SAUBERMACHEN~~

VERSCHWINDEN

MITMACHEN

ANRUFEN

GERNHABEN

~~STERBEN~~

RETTEN

SPENDEN

LACHEN

~~KAUFEN~~

AHNEN

EINATMEN

~~VERJAGEN~~

HOFFEN

KORRIGIEREN

AUSLÖSEN

ZURÜCKSENDEN

BEGREIFEN

Die Camera obscura

Von **Bärbel Möllmann**,

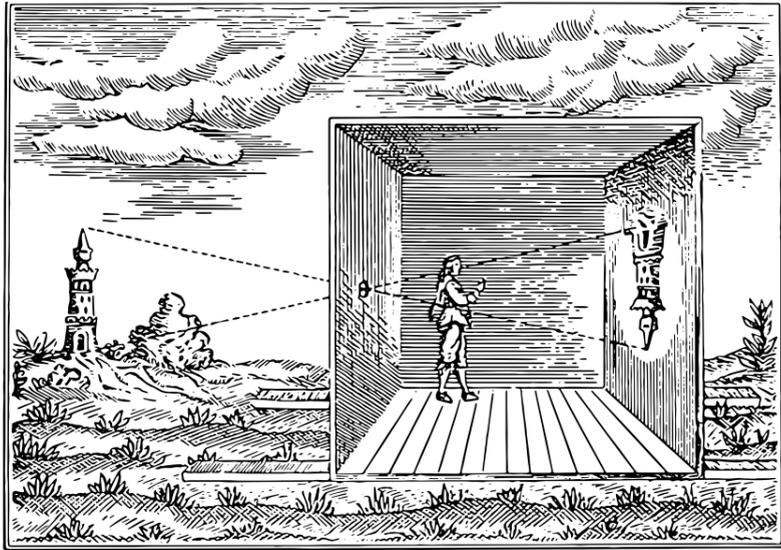
Die Camera obscura (lat. dunkle Kammer) ist die Urform der optischen Abbildung. In der Wissenschaft dient sie als Metapher für die menschliche Wahrnehmung und Herstellung von Bildern.

Fällt Licht durch ein Loch in einen dunklen Raum, bildet sich auf der gegenüberliegenden Wand ein auf dem Kopf stehendes, seitenverkehrtes Bild des Außenraumes ab. Der (begehbare) dunkle Raum selbst wird als Camera obscura bezeichnet. Von einer Lochkamera oder auch Pinhole Camera spricht man, wenn es sich um eine tragbare Camera obscura in Form einer Kiste handelt.

Ursprünge

Die physikalische Gesetzmäßigkeit der Camera obscura wurde erstmals grundlegend im 4. Jahrhundert v. Chr. von Aristoteles in *Problemata Physica* beschrieben.

Vom Ende des 13. Jahrhunderts an wurde die Camera obscura von Astronomen zur Beobachtung von Sonnenflecken und Sonnenfinsternissen benutzt. Ähnliche Versuche hat Filippo Brunelleschi (1377-1446) bei seiner Anwendung der Zentralperspektive unternommen. Auch Leonardo da Vinci (1452-1519) und Albrecht Dürer (1471-1528) erläutern und beschreiben die Camera obscura als Zeichenhilfe. Leonardo da Vinci untersuchte den Strahlengang und stellte fest, dass dieses Prinzip in der Natur, beim Auge, wiederzufinden ist. Die Theorie zum



Camera obscura Darstellung von Athanasius Kircher, 1646

Netzhautbild (*pictura*) wird später ebenfalls von Johannes Kepler (1571-1630) in *Ad Vitellionem Paralipomena* (1604) beschrieben. Er konzentrierte sich auf die Gesetzmäßigkeit des Strahlengangs, um optische Fehldarstellungen berechnen zu können.

In der Renaissance gewinnt die

Naturwissenschaft durch den Humanismus neue Bedeutung. Die Bilderwelt, die vorher aus der religiösen Weltansicht hauptsächlich zur Erzählung von Abläufen diente, wurde durch die Darstellung der vollkommenen Schönheit der Landschaft, der Natur und des menschlichen Körpers ausgetauscht. Die

Zentralperspektive stärkt diese Bedeutung, die mit Hilfe der Camera obscura festgehalten werden kann. Beispielhaft für diese neue Weltsicht kann die Proportionsstudie von Leonardo da Vinci betrachtet werden.

Nachdem es im Mittelalter gelungen war, Linsen zu schleifen, setzte man eine Linse in das Loch in der Camera obscura ein. Der Venezianer Daniel Barbaro beschreibt 1568 in seinem Werk *La pratica della prospettiva* die Optimierung der Camera obscura mit der eingebauten Linse. Diese ergänzt er noch mit einer Blende, um die Schärfe der erzeugten Bilder zu verbessern.

Ab Ende des 16. Jahrhunderts erhöhte die Camera obscura ihren Stellenwert durch ihre allgemeine Verbreitung zu Zwecken der Forschung und Unterhaltung. Gleichzeitig wurde sie zum Modell des Sehens und zur philosophischen Metapher der Erkennbarkeit der Welt.

1826 gelang es Joseph Nicéphore Niépce, mit einer Camera obscura und einer eingebauten Sammellinse die erste bekannte und bis heute erhaltene Fotografie herzustellen. Mit diesem Bild startete der Durchbruch der Fotografie. Mit der Erfindung der Kodak Box (1899) wurde die Fotografie massentauglich und unterliegt

seitdem einem stetigen Wandel, der in den 1990er Jahren durch die Digitalisierung der Kleinbildkamera noch verstärkt wurde.

Pictorial turn

Was Ende des 16. Jahrhunderts bereits formuliert wurde - die Camera obscura als Ausgangspunkt des Sehens zu betrachten - wird als *pictorial turn* Ende der 1990er Jahre wiederum neu debattiert. An dieser Diskussion sind Vertreter verschiedener Disziplinen - etwa aus der Philosophie, Kunst-, Literatur- und Medienwissenschaft - beteiligt. Das Verhältnis der Wahrnehmung der Welt, der Reproduktion dieser und der dazugehörigen Reflexion wird aus verschiedenen Blickwinkeln ausgiebig diskutiert.

So formulierte William John Thomas Mitchell die Fragen: Was ist ein Bild? In welcher Beziehung steht es zur Wahrnehmung? Zur Macht? Zur Tradition? Er orientierte sich an der Materialität des Bildes und möchte die Wende hin zum Bild mit sozialen und politischen Fragen verbinden.

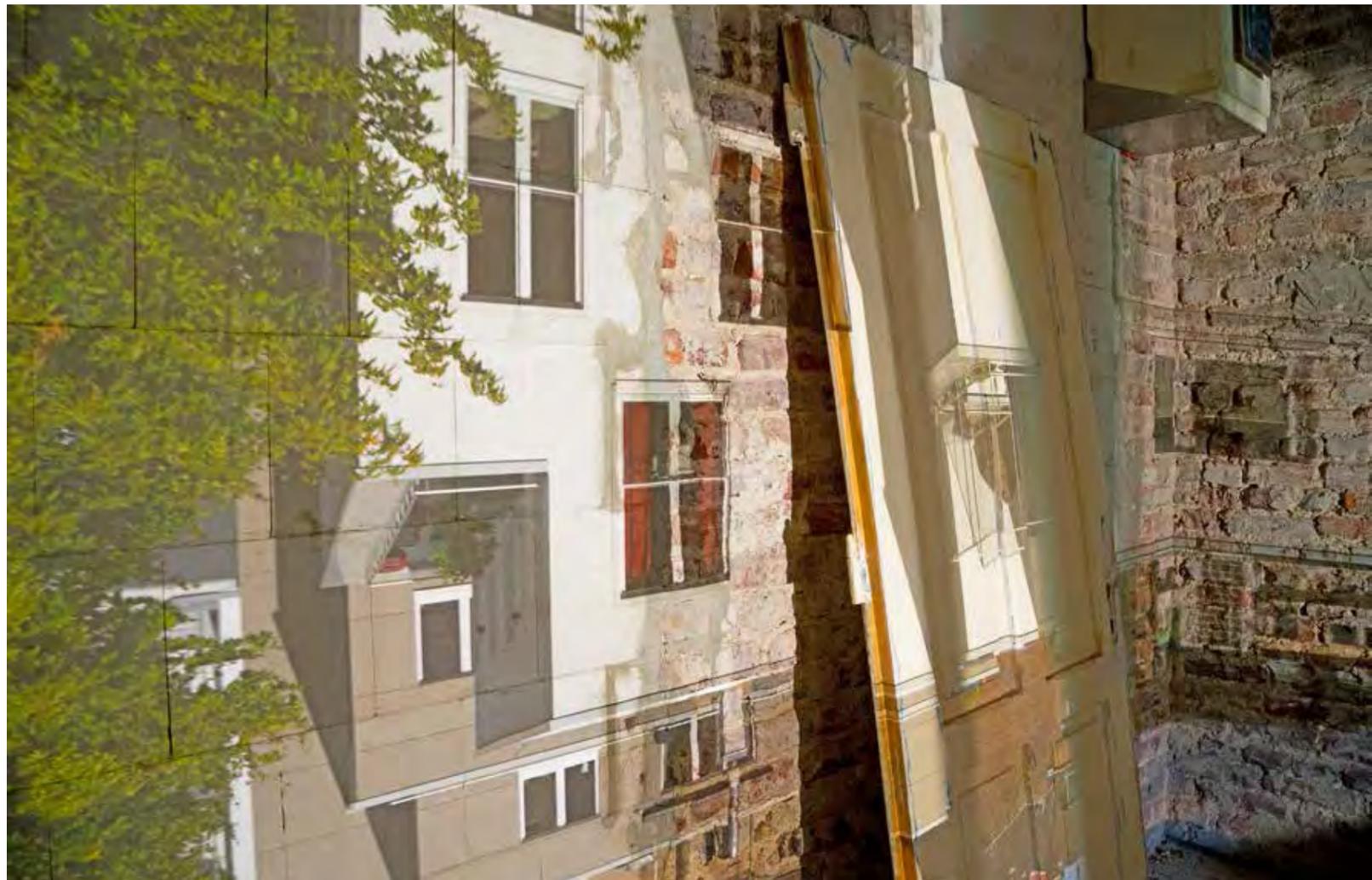
Jonathan Crary fügte in *Techniken des Betrachters: Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert* noch die Reflexion der Innen- und Außenwelt hinzu.

Reflexion über die Arbeit mit der Camera obscura in der digitalen Welt

Von **Bärbel Möllmann**,

Unsere Welt wird digitaler, schwerer. Es scheint, es bleibe keine Zeit, den Moment zu genießen. Digitale Medien sind das zentrale Werkzeug geworden die Welt wahrzunehmen. Reisen werden zu den besten Selfiespots unternommen, nicht um die Landschaft und Natur zu genießen, sondern um zu zeigen: „Ich war hier“. Oft scheint es, als sähen wir unsere Umwelt nur noch durch den Blick eines digitalen Endgerätes. Sei es das Smartphone, das Tablet oder der Computer. Bilder werden zur Massenware und verschwinden ihrerseits wieder in der digitalen Welt. Es geht nicht mehr um das Erleben eines Ortes oder eines Momentes, sondern das Abbild rückt in den Vordergrund.

Christoph Amend beschreibt dies in seinem Artikel „Die Quadratur der Welt“ im *Zeit-Magazin* (Nr. 16, 12 April 2018) so: „Auf Instagram soll das eigene Leben gut aussehen: Reisen werden so geplant, dass sie viele Motive hergeben, Städte und Museen schaffen „selfie spots“, Restaurants



Bärbel Möllmann: Kloster der barmherzigen Brüder zu Montabaur, Düsseldorf 2017

„Unsere Welt wird digitaler, schwerer. Es scheint, es bleibe keine Zeit, den Moment zu genießen.“

werden so ausgeleuchtet, dass man das Essen fotografieren kann. Aber verlieren wir auf der Jagd nach dem beliebtesten Bild nicht einiges aus dem Blick?“

Die Camera obscura stellt in meinen Augen den Gegenpol zur digitalen Wahrnehmung der Welt da. Die Begehung einer Camera Obscura ist eine besondere Erfahrung. Man taucht ins Dunkle ein und vergisst zunächst Zeit und Raum. Im ersten Moment sieht man nichts. Man muss warten. Es dauert, bis man die Projektion als solche erkennt. Entschleunigung, angehaltene Zeit. Jetzt!

Mein Fokus liegt in in der Arbeit *Camera Obscura Wien* (2015) nicht nur auf der entstehenden Aufnahme,

sondern vielmehr auf dem fotografischen Prozess selbst und der Wahrnehmung von Wirklichkeit.

Wie entsteht das Bild? Wie nehmen wir den Moment wahr, in dem das Bild entsteht? Wie lange dauert dieser Moment? Was sieht der Fotograf? Was sieht der Betrachter in dem Bild?

Bei der Aufnahme aus der Serie *Camera obscura Kloster der Gebrüder zu Montabaur* (2017) ist die Projektion so deutlich auf der Wand zu sehen, dass der Betrachter nicht mehr auf den ersten Blick erkennen kann, was oben und unten, was Abbild und Realität, was innen und außen ist. Am Ende steht jedoch das Bild: Eine Verschmelzung von Innen- und Außenwelt.



Bärbel Möllmann: Camera obscura Wien, Schlafzimmer, Wien 2015

Von **Matou de Marsalle**

Die Vorstellung, dass im 21. Jahrhundert Menschen an Geisterwesen glauben, wäre noch vor wenigen Jahren undenkbar gewesen. Allein, der Siegeszug dessen, was euphemistisch als „soziale Medien“ bezeichnet wird, hat zu einer Renaissance der aberwitzigsten Ideen geführt. Wilde Verschwörungstheorien buhlen marktschreierisch um die Gunst des Publikums, kein Unsinn ist zu schade mit „likes“ und „followern“ belohnt zu werden.

In Zeiten wie diesen ist es die nobelste Aufgabe der Wissenschaft, der Ratio, dem gesunden Menschenverstand, eine Lanze zu brechen. Ein gelungenes Beispiel wie verworrenen Fantasien mit einer analytischen Blickweise Paroli geboten werden kann, findet sich in der Ausstellung „Sehnsucht nach dem Jetzt“.

Lässt man sich vom poetischen Titel der Ausstellung nicht abschrecken, findet man Gelegenheit, eine umfassende und profunde Untersuchung zum Ursprung und Wahrheitsgehalt der Legenden über die „Eismädchen von Biesdorf“ in Augenschein zu nehmen.

Diese Untersuchung, die der Berliner Pictophagologe André Werner in akribischer Kleinarbeit zusammengetragen hat, zeichnet mit messerscharfer Logik die Entstehung und Verbreitung jener Legenden nach. Gleichwohl verfällt sie nicht der Faszination der „Eismädchen“, sondern begründet die seltsamen Phänomene mit simplen physikalischen Ursachen.

Im ersten Teil dieser Präsentation werden die Gerüchte um leicht bekleidete Damen, die am Eiskeller des Schlosses Biesdorf ihr Unwesen treiben, auf ihre Entstehung um 1911 zurückgeführt. Anschaulich erfährt der Besucher, wie sich innerhalb weniger Jahre die Geschichten von den mysteriösen Frauen in das Allgemeinwissen einschrieben und letztlich zu ihrem eigenen Markenzeichen wurden. Artefakte, Zeitungsartikel, Werbeplakate und sogenannte „Beweisfotografien“ der Eismädchen zeichnen nach, wie sich aus den vagen Berichten weniger Augenzeugen ein virales Phäno-

Die seltsame Geschichte der Eismädchen zu Schloss Biesdorf

Aktuelle Forschungsergebnisse zu den Möglichkeiten der Coniunctiva

men entwickelte, welches bald weit über seinen Ursprungsort hinaus Verbreitung fand.

Der eigentliche Verdienst der Untersuchung liegt jedoch in der Verknüpfung der „Eismädchen“ mit einem, auf den ersten Blick völlig unabhängigen Ereignis: Der Entdeckung einer bis dato unbekannteren Erfindung aus St. Petersburg. Der Coniunctiva, einer Kamera, die nach den Gesetzen der Quantenoptik funktioniert. Die Erfinderin, Yuliya

Sanshayn, beschreibt sie als „Apparat zur Erfassung und Abbildung alternativer Eigenzustände der uns umgebenden Realität“.

Wie sich zeigt, stand Yuliya Sanshayn in engem Kontakt mit dem Malermodell und Dienstmädchen Felina Schrödinger. Felina, ein aufgewecktes Mädchen, welches ebenso kreativ wie wissensdurstig war, trat im Jahr 1911 ihren Dienst als Soubrette im Schloss Biesdorf an. Wenige Monate bevor die ersten Berichte über „Eismädchen“

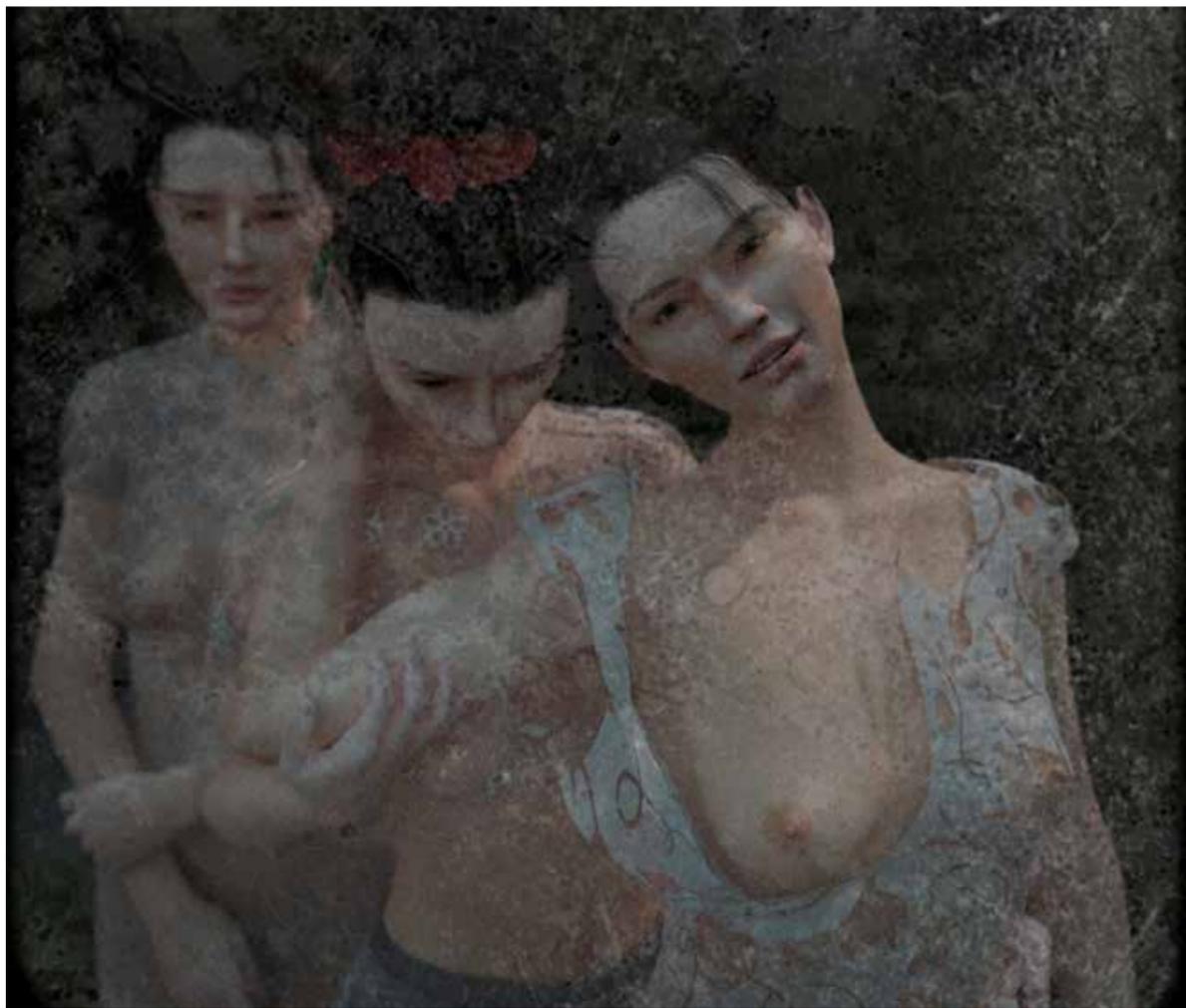
auftauchen.

Und hier schließt sich der Kreis von den „Eismädchen“ über St. Petersburg zurück nach Biesdorf. Wir erfahren, wie Felina, mit einem Exemplar der Coniunctiva gewappnet, zahlreiche fotografische Experimente vornahm. Der naheliegende Verdacht, dass eine solche Kamera, die ja der „Erfassung und Abbildung alternativer Eigenzustände der uns umgebenden Realität“ dient, letztendlich Möglich-

keiten in Realitäten wandelt, wird nach Sichtung der wiedergefundenen Coniunctiva-Fotoplatten vortrefflich bestätigt. Bildanalysen durch das Quantum Photonics Laboratory des Massachusetts Institute of Technology (MIT) räumen letzte Zweifel aus.

Die „Eismädchen“ existierten tatsächlich, mögliche Bilder, die durch den Einsatz der Coniunctiva zu real existierenden Wesen wurden.

Die Ausstellung „Sehnsucht nach dem Jetzt“ zeigt mit diesem Exkurs, dass auch die unwahrscheinlichsten Begebenheiten mit den Gesetzen der Logik und einem besonnenen Blick erklärbar sind. Die wissenschaftliche Arbeit von André Werner und seinem Team dauert an. Der geneigte Leser kann sich unter artyesno.com/felina ein Bild vom aktuellen Stand der Coniunctivaforschung machen. ●



Links: Felina Schrödinger, Schloss Biesdorf, Autochrome, undatiert. courtesy Collection Claire Castelle; Rechts oben: „Eismädchen“ Werbung, ca. 1916. Schloss Biesdorf mit seinem charakteristischen Turm ist im Hintergrund gut zu erkennen Rechts unten: Mit ihrem offenen Wesen, ihren guten Manieren und ihrer außerordentlichen Allgemeinbildung gewinnt sie bald die Gunst ihrer Herrschaft.



Zeit

Von **Sam Josephson**

Abgesehen vom zweifelhaften Versuch – oder der Angewohnheit – Zeit in Sekunden, Minuten, Stunden etc. zu organisieren und aufzuzeichnen, nutzen wir ein weiteres Maß, um der Flüchtigkeit des Moments zu entkommen: die Erinnerung an bestimmte Augenblicke.

Da es uns nicht möglich ist, einfach im Moment zu leben, unterteilen wir den Jahreszyklus nicht nur in Monate, Wochen und Tage sondern auch in Geburtstage, Feiertage und Gedenktage.

Wir nutzen diese Erinnerungen. Oft manipulieren wir sie, manchmal verdrängen wir sie – hauptsächlich, um unser Verhalten in einem bestimmten Moment zu rechtfertigen, manchmal um es zu reflektieren und zu verstehen. ●

„Einszweidrei,
im Sauseschritt
Läuft die Zeit;
wir laufen mit.“

Wilhelm Busch „Julchen“

Uhren reparieren? Rothholz!

Juwelier Heinz Rothholz Schönhauser Allee 87 10439 Berlin

**WIR SIND
VIELE -
JEDE* R
EINZELNE
VON UNS**

Carpe Diem – Leben im Jetzt

Von **Dr. Katharina Tempel**
Psychologin, Autorin, Coach, gluecksdetektiv.de

Als Erwachsene klagen wir immer darüber, dass die Zeit so schnell vergeht. Ehe man sich versieht, ist schon wieder Weihnachten. Die Tage und Wochen ziehen ins Land, ohne dass wir groß Notiz davon nehmen. Das liegt mitunter daran, dass wir mit unseren Gedanken überall sind, nur nicht in der Gegenwart. An einem stinknormalen Tag überlegt man, was man nachher noch einkaufen muss, ob es am Abend wohl regnen wird und was man der Mutter zum Geburtstag schenken soll.

Man denkt an das Gespräch von letzter Woche, die schwierige Aufgabe, die bevorsteht oder an den Telefonanbieter, der dringend kontaktiert werden muss. Kurzum: einen Großteil des Tages drehen sich die Gedanken um die Vergangenheit oder die Zukunft.

Aber die Vergangenheit ist vorüber und die Zukunft noch nicht da. Das Leben wird in der Gegenwart ge-



Rudolf Friedrich August Henneberg: Die Jagd nach dem Glück

Foto: bpk / Nationalgalerie, SMB / Klaus Göken

schrieben. Das Hier und Jetzt ist der einzige Punkt, in dem man wirklich lebt. Gerade wenn wir unglücklich sind, neigen wir dazu in anderen Zeiten zu denken. Manche verklären die Vergangenheit, wo alles besser war. Sie erinnern sich an glückliche oder unbeschwerte Zeiten zurück, an vergangene Beziehungen oder wundervolle Momente.

Andere stürzen sich übermütig in Zukunftspläne. Sie malen sich aus, wie gut es ihnen bald gehen wird,

wenn sie erst einmal dies oder jenes geschafft haben. Sie verlieren sich in Träumen und Visionen einer besseren Zukunft, in der sie endlich leben und glücklich sein können.

Der einzige Moment, an dem man die Chance hat, etwas zu verändern, ist jedoch der aktuelle Augenblick.

Deswegen ist es wichtig, dass wir uns unserer Gegenwart bewusst sind

und sie nicht verdrängen, ausblenden oder schlichtweg übersehen.

Lebe jeden Tag als wäre es dein Letzter

Dieses Sprichwort kennen wir alle, aber mal ehrlich, wie soll denn das überhaupt gehen? Die meisten von uns haben glücklicherweise die Aussicht auf mehr als nur ein oder zwei Tage Restzeit zu leben. Deswegen brauchen wir eine Struktur, an der wir uns festhalten können und Ziele, auf die wir hinarbeiten. Es ist gut, sich über seine Zukunft Gedanken zu machen. Genauso ist es schlau, sich von Zeit zu Zeit der Vergangenheit zu erinnern, weil wir viel aus ihr lernen können und sie uns zeigt, woher wir kommen.

Aber darüber dürfen wir nicht vergessen, dass das Leben im Hier und Jetzt stattfindet. Anstatt sich bei einem kühlen Feierabendbier auf den nächsten Urlaub zu freuen, kann man auch den jetzigen Moment mit all seinen Sinnen wahrnehmen. Dann wird man wahrscheinlich merken, dass es einem jetzt schon gut geht.

Wenn wir ständig nur an die Probleme der Vergangenheit oder die Ziele der Zukunft denken, verpassen wir die vielen kleinen Momente des Alltags, die uns wirklich glücklich machen.

Alle hoffen immer auf das große Glück. Dabei wird ein glückliches Leben durch die Summe zahlreicher kleiner Glücksmomente bestimmt. Selbst in der Wissenschaft hat man inzwischen herausgefunden, dass es nicht so sehr auf die Intensität der Glücksgefühle ankommt sondern auf ihre Häufigkeit. Viele kleine Momente des Glücks zu genießen, ist also besser als wenige große zu haben.

Carpe Diem – Nutze den Tag

Wer sich jetzt all seine Bedürfnisse versagt und Tag ein Tag aus malocht, um sich einen schönen Lebensabend zu gönnen, geht ein großes Wagnis ein.

Denn wer garantiert denn, dass es ein später überhaupt noch gibt? Und was, wenn es einem dann schon so schlecht geht, dass man nicht mehr in der Lage ist, seine Jugendträume zu erfüllen? Für manches ist es später nämlich schon zu spät.

Am meisten bereuen wir die Dinge, die wir nicht getan haben.

Also verpassen Sie nicht Ihr Leben, Sie haben nur das eine.

Ich kann nicht sagen, ob es ein Leben nach dem Tod gibt. Aber was ich weiß ist, dass es ein Leben vor dem Tod gibt. Es findet jetzt gerade statt, während Sie diese Zeilen lesen. Also halten Sie einen Moment inne, atmen Sie tief ein und aus und spüren Sie, dass Sie lebendig sind.

Carpe Diem übersetzt?

Carpe Diem oder Im Hier und Jetzt zu leben bedeutet:

- Sich nicht ständig mit schmerzlichen Erinnerungen zu quälen
- Sich nicht pausenlos um die Zukunft zu sorgen und was alles Schlimmes passieren könnte
- Mit seinen Gedanken bei sich zu sein
- Die eigenen Träume nicht auf später zu verschieben sondern jetzt zu verwirklichen
- Den eigenen Körper und die Bedürfnisse zu spüren
- Ganz bei der Aufgabe zu sein, mit der man sich gerade beschäftigt
- Den augenblicklichen Moment nicht zu bewerten oder zu vergleichen
- Mit all seinen Sinnen wahrzunehmen

Es geht also um Achtsamkeit, ums Innehalten und darum, die Gegenwart mit all seinen Sinnen wahrzunehmen und zu spüren. Denn die Gegenwart ist die Schaltzentrale unseres Lebens. Von hier aus verwalten wir unsere Erinnerungen und gestalten unsere Zukunft. Und genau hier sammeln wir die vielen kleinen schönen Momente, die in der Summe zu einem glücklichen Leben führen.

Also Carpe Diem!!!

*„Die Herrschaft über den
Augenblick ist die Herrschaft
über das Leben“*

Marie von Ebner-Eschenbach

2020, Daniel Rode

MY

pipipi kikiki raki piyupiyupiku pu chututtttt piii piiri piiri pii qoi qoi qoi qoi pull tul tul tul tul pi



Common nightingale

Po Po Po Po Po Po Po Po

Coppersmith barbet



Great spotted woodpecker

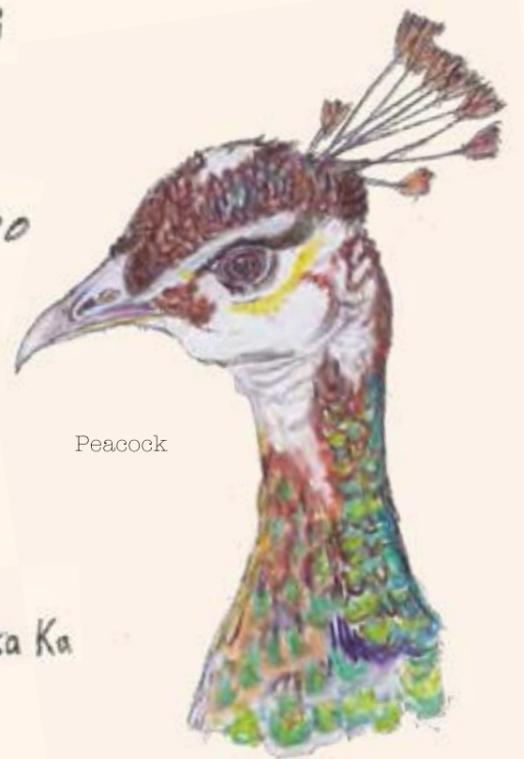


Kyon Kyon kyo kyon

Iyaoooo
Miyaoooo

Ka Ka Ka Ka Ka ka ka ka ka ka

White stork



Peacock

piiri Ruupi Po piiri Pi Pi gli

Blue-and-white flycatcher



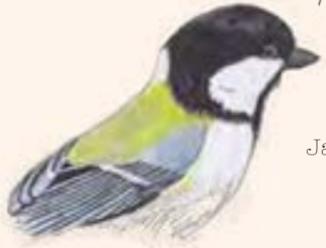
Hooooo
Hokekyo

Japanese bush warbler



Pip schon Pip schon
Pip schon Pip schon
Pip schon Pip schon

Japanese tit



Klickk
Klickk
Klickk

Eurasian magpie



piiri'yoook



Black Kite

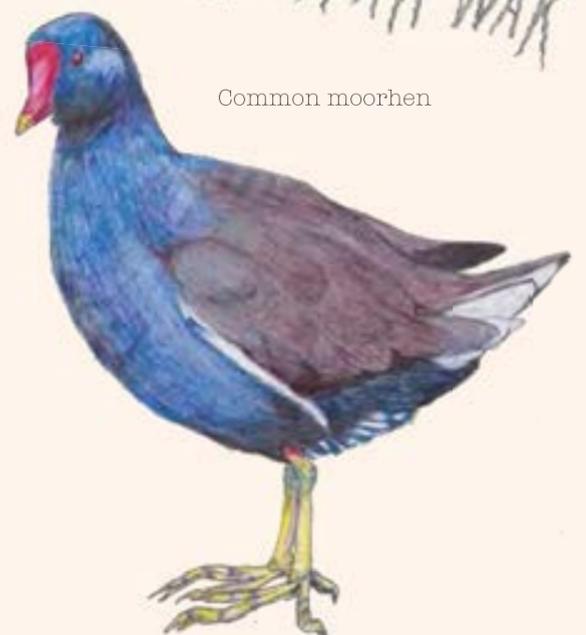
HAAH HAAAH HAAAAH



Black-tailed gull

WAK WAK WAK WAK

Common moorhen



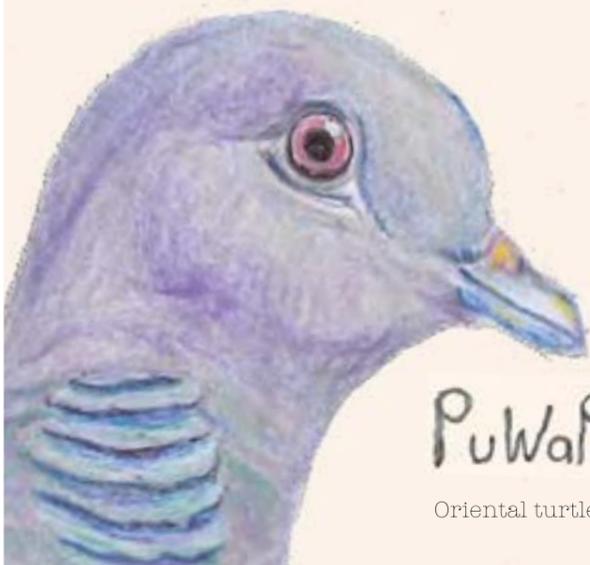
Fururi Fururi Hururi

Japanese grosbeak



PuWaPa Pa Puu PuWaPa PaPooo

Oriental turtle dove





Kapuzinergruft in Palermo

FOTO: Joachim Seinfeld

Die Sehnsucht nach dem Jetzt im Namen G'ttes

Von **Jojachin Ben Pinchas**
Petach Tikwa

יהוה ist die hebräische Schreibweise des gängigen Namens G'ttes, wie er beispielsweise im Gebet oder bei Segenssprüchen verwendet wird. In der Regel wird er mit HaShem, der Name, oder Adonaj, unser Herr, ausgesprochen. Außerhalb des Judentums ist er meist als Jehova, oder, heute häufiger, Jahwe bekannt. Letzteres kommt der hebräischen Buchstabenkombination am nächsten; Juden würden es so aber nie sagen. Der Name G'ttes wird – nicht einmal in dieser Form – ausgesprochen.

Aber was hat es mit dieser Buchstabenkombination auf sich? Sie ergibt, wird sie ausgesprochen wie ge-

schrieben, keinen Sinn, auch nicht als Jahwe.

Der Sinn verbirgt sich in, zwischen und hinter den Buchstaben: Jud, He, Waf, und nochmals He sind die Buchstaben, die sich in den Zeitformen Präteritum, Präsens und Futur des Verbes Sein wiederfinden: hajah היה, howe הוה und j'chie יהיה. Sie sind hier vereint in einer Kombination, in einem Wort. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verschmelzen also in einem „Moment der Ewigkeit“, in einem fortwährenden Jetzt! G'tt steht über der Zeit. Für alles Sterbliche hingegen ist die Vergänglichkeit, das Streben nach einer besseren Zukunft und die Sehnsucht nach der Gelassenheit im Jetzt.

Die zeitliche Abfolge, die aus den Buchstaben des Wortes herausgelesen werden kann, wird – auf die Erdentstehungsgeschichte angewendet – von jüdischen Naturwissenschaftlern (so sie religiös aber doch der Wissenschaft verpflichtet sind) gern herangezogen, um die Evolutionstheorie mit der biblischen Entstehungsgeschichte in Einklang zu bringen. Nach dieser Auslegung ist die Evolution im Namen G'ttes enthalten und somit besteht kein Widerspruch zwischen Wissenschaft und Erzählung.

In der kommenden Ausgabe lesen Sie über den Zusammenhang der Wörter olam עולם Welt, l'olam לעולם ewiglich und l'olam לא לעולם niemals. ●

Gelassenes Sein im Hier & Jetzt

Eine Meditation über den Augenblick

Von **H. G. Teiner**,
Publizist, Fotograf

Die Vergangenheit lässt sich nicht mehr verändern, der Kern der Zukunft liegt in der Gegenwart. Das Hier und Jetzt bietet die Unendlichkeit der Möglichkeiten, der Entwicklung, der Gestaltung. Die Gedanken, unser Bewusstsein, befinden sich daher selten an dem Ort, an dem das Jetzt gerade stattfindet.

Ein Spaziergang durch den Wald: Hören wir die vielfältigen Vogelstimmen, riechen wir den Duft der Nadelbäume, sehen wir die Lichtblitze durch das Laubwerk strahlen, fühlen wir das Samtige des Moooses, erahnen wir das Reh im Unterholz? Der Augenblick enthält unendlich viele Möglichkeiten an Eindrücken – die Einlasspforten sind unsere Sinne. Wenn sie geöffnet sind.

Wenn wir jedoch auf unserem

Smartphone mit WhatsApp oder Instagram beschäftigt sind, ist das alles blockiert; wir befinden uns woanders. Allein schon ein geschwätziges Verhalten des Geistes trennt unsere Aufmerksamkeit von den Eindrücken, die uns der Augenblick bietet. Das Rehwild und andere tierische Mitexistenzen zeigen uns, wie ein Leben in der Gegenwart geht, in Synchronizität mit der Natur. Innenwelt und Außenwelt bilden eine Einheit. Die Wahrnehmung der Umgebung und dessen, was ist, ist überlebenswichtig. Ein Sein im Fluss des Lebens.

„Versuche nicht, den Fluss zu steuern.“

sagt der Spezialist für spirituelle Entwicklung, Deepak Chopra. Und genau das bringt Ruhe und Zufriedenheit. Der Unruhe des hin und her springenden Verstandes kann mit der Ruhe des Verweilens im gegenwärtigen Augenblick

begegnet werden, so dass eine zufriedienstellende Balance möglich erscheint. Einen Versuch ist es wert, durch meditative Praxis das Jetzt, den Augenblick, näher zu erkunden. Das ganze Geheimnis ist der Atem, der uns auf den Augenblick aufmerksam macht. Bewusstes Einatmen und Ausatmen – das ist der Fluss des Lebens. Einatmen – Ausatmen – nichts sonst. Die Praxis einer Atemmeditation hilft dabei, die Kostbarkeit des lebendigen Augenblicks zu vergegenwärtigen. Ein Leben im Augenblick beinhaltet neben der sicheren Ruhe der Gelassenheit auch die unendliche Tiefe der Dankbarkeit. Die spirituelle Dimension der Existenz im Jetzt legt den Fokus der Aufmerksamkeit auf die einzige Dimension, die wir aktiv gestalten können. Und in der wir mit allem verbunden sein können. Der vietnamesische buddhistische Mönch Thich Nhat Hanh bringt es auf den Punkt: „Lächle, atme und gehe langsam.“ ●



Foto: Gioacchino Suocampo

Der Spiegel

Man führte ihn vor einen Spiegel und sagte ihm, er sähe darin all diejenigen, die er verloren habe.

Er sah nur sich selbst.

Von **Gioacchino Suocampo**

*„Und dann muss man ja auch noch **Zeit haben** einfach dazusitzen und vor sich hin zu schauen.“*

Astrid Lindgren, „Tagebuch 1964“



Harmonie

FOTO: Andreas Sachsenmaier

Die Sehnsucht nach dem JETZT (ergründen)

Von **Phillip Denzin**,
Der Autor arbeitet als
Psychoanalytiker in Berlin

Die Neurose ist sozusagen das Negativ der Perversion“, schrieb Sigmund Freud in den „Drei Abhandlungen zur Sexualität“ 1905. Mit diesem Sprachbild setzte er das Neurotisch-Gewordene und das Pervers-Gewordene im Menschen mittels des Sprachbildes des (Foto-)Negativs zueinander ins Verhältnis. Als Konsequenz daraus soll festgehalten werden, dass er damit auch zwei Entwicklungsenden, verbunden durch den Lichtstrahl, parallelisierte.

In jenem Text entwickelte er zudem eine Metatheorie der immer wieder neu formfindenden Sexualität im Menschen. An einem willkürlich gesetzten Ende, z.B. der Adoleszenz, ist der weitestgehend ausgewachsene Mensch ein Subjekt, dem die sich niedergeschlagen-habende Formen einer langen Entwicklung der Sexualität Kontur verleihen.

Diesem kurzen Abriss der sexuellen, besser libidinösen Entwicklungsgeschichte zum Subjekt und der Parallelisierung von zwei Entwicklungsenden lässt sich entnehmen, dass das gewordene Subjekt immer ein Subjekt ist, in dem eine Dualität, eine Begegnungsgeschichte gegenwärtig ist. Mit anderen Worten, Freud sieht im Negativ/im Fotoabzug einen Niederschlag zum einen der Wandlungen der Objekte der Sexualität und zum anderen des Subjekts, wie es durch die Begegnung sich selbst entwickelt hat. Bestimmt wird die Beziehung durch das Licht. Über das Sprachbild, das Freud wählte und durch die Vergegenwärtigung des Prozesses zum Fotoabzug/Negativ soll deutlich werden, dass im Foto/Subjekt eine Begegnungsgeschichte eingewoben ist, die durch fotografieren/begegnen erschaffen wurde.

Noch einmal zu Freuds „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“: Freud verstand den Säugling, jenen ersten Interakteur als ein hoch sensibles, aus allem Lust-ziehen-könnendes, aber auch durch Vieles



Sigmund Freuds Couch in London

Schmerz erfahrendes Objekt. Und Objekt ist dieser vor allem für das Elternpaar: ein Objekt, welches im Liebesakt der Eltern seinen Anfang fand.

D. W. Winnicott, ein engl. Psychologe und Psychoanalytiker, brachte dies mit den Worten „there is no such thing as a baby“ auf den Punkt. Damit meinte er, dass es in diesem Anfang kein Subjekt gibt, also nicht einmal ein Ding, das so heißen könnte. Es gibt nur fantastische oder gedankliche Konglomerate aus Leiberfahrungen der eigenen frühen Kindheit, des Sexualaktes und Entwürfe vom eigenen Sein als beelterndes Subjekt. Übertragen lässt sich sagen, dass das Ding „Baby“ vergleichbar ist mit dem (noch unbelichteten) Fotonegativ. Es braucht das Licht/die Entwicklungsgeschichte der Eltern und wird, je nach Belichtungs- und Entwicklungszeit zum (vollen) Träger der Information des Licht-Farbspiels, bzw. Konglomerates elterlicher Fantasien. Laut den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“ entwickelt sich dies bis zum Zeitpunkt, da die Latenz einsetzt, das nun gewordene Negativ/Subjekt sich selbst in das Fixierbad der vorübergehenden Ruhe legt, um in der Pubertät/Adoleszenz sich/den Fotoabzug zu entwickeln. Und dieses Entwickeln hat es in sich. Im Licht der sozialen Umwelt, der Peergroup, des späteren Liebesobjektes, dem lichtvollen Gedanken anderer, lässt sich mit Hilfe

dieses Fotonegativs der ich-gehaltvolle Fotoabzug, der dann Subjekt, Individuum genannt wird, herstellen. Die Konsequenz aus dieser Entwicklungsgeschichte, so möchte MANN meinen, ist, dass jeder Mensch sich als GANZES und VOLLES im hier und jetzt empfinden müsste. Sozusagen belichtet für die Ewigkeit.

Aber wenn Freud nun das Perverse

Schematisch:



zum Neurotischen über das Sprachbild eines belichteten Negativs zum Fotoabzug ins Verhältnis setzt, heißt dies eigentlich erst einmal nur, dass Menschen, die für sich in Anspruch nehmen, neurotisch zu sein, sich am vorzeigbaren Foto festhalten. Das gelingt ihnen jedoch nur, wenn sie sich sozusagen ausschließlich im Licht fühlen. Wenn dieses entschwindet, wird das andere, das Perverse sichtbar. Und Menschen, die sich nur in der Position des Neurotischen sehen können, werden auch in Kippbildern nur eine Aussage erkennen. Es ist, als wollten sie die andere Seite nicht sehen.

Diese metatheoretische Perspektive auf das Ich und seine Gewordenheit entwickelte J. Butler in „Melancholisches Geschlecht / Verweigerte Identifizierung“ noch ein gutes Stück weiter. Ihr ist die Erkenntnis zu verdanken, dass das Ich zentral von den nicht betrauten, aber erzwungen aufgegebenen (Liebes-)Objekten seine stärksten Konturen bekommen hat. In dem Sprachbild „Negativ → ☉ ← Fotoabzug“ (☉ = Lichtstrahl) würde dies bedeuten, dass dort, wo im Negativ nichts ist, wo das Licht ungehindert durchfällt, auf dem Fotoabzug alles schwarz ist, sich keine Kontur findet. Bedeutet dies nun, dass da wirklich nichts ist?

Und was hat das alles mit der The-



Gesehen auf einem Stromkasten in Tel Aviv

matik, „Die Sehnsucht nach dem Jetzt“ zu tun?

Vielleicht, um bei der Metaphorik des Fotoabzugs/des Fotobildnisses zu bleiben, ließe sich vermuten, dass im Menschen von jenem hoch sensiblen, noch nicht belichteten Fotonegativ eine Spur verblieben ist. Sollte sie da sein, würde sie die Sehnsucht generieren. Sie wäre dann eine Sehnsucht nach der Möglichkeit des Fließens in neuen Konturen.

Daraus ließe sich ableiten, dass es vielleicht gar nicht um die Sehnsucht nach dem Jetzt, sondern vielmehr um die Sehnsucht nach dem anderen JETZT geht. Es wäre eine Sehnsucht nach der Andersheit, einer Andersheit, die aufscheint, Möglichkeit ist, und dann doch nur bis zur Begegnung mit dem Licht, den Eltern u.a. aufschimmert. Bei voller Belichtungszeit ergibt sich nur wieder der alte Fotoabzug. Im Zuvor verbleibt die Illusion, dass das Ich doch ein Anderer hätte werden können. Wenn Menschen dies nur immer wieder ausleuchten, dann hätten sie gleichsam ihr Gefängnis erkundet und sind doch nur immer wieder sie SELBST geworden.

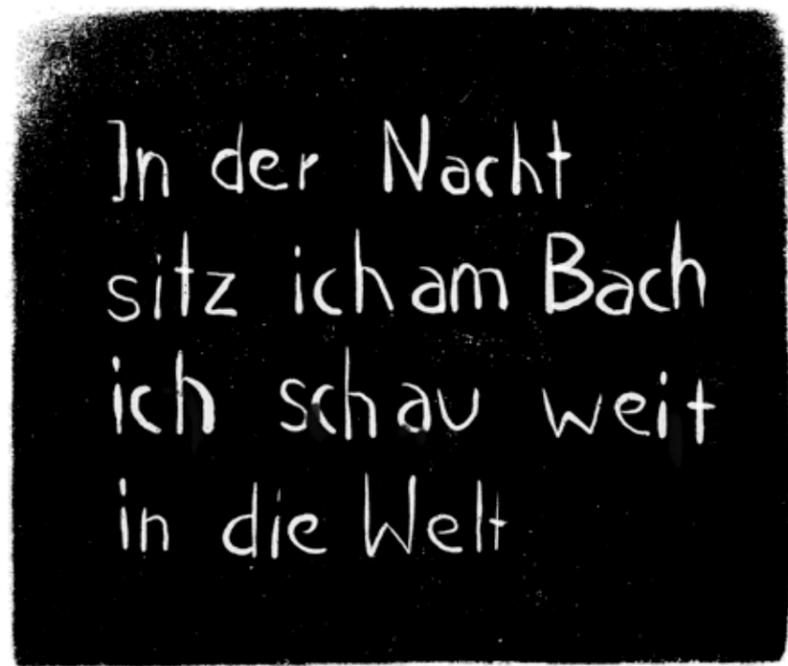
In dieser Perspektive auf das Jetzt ist keine Veränderung des Belichteten in Sicht. Aber logisch wäre das ja sowie so nicht. Ein Fotonegativ, erneut belichtet, wird nur schwarz.

Nun leben wir aber im Zeitalter der Digitalisierung. Fotos werden

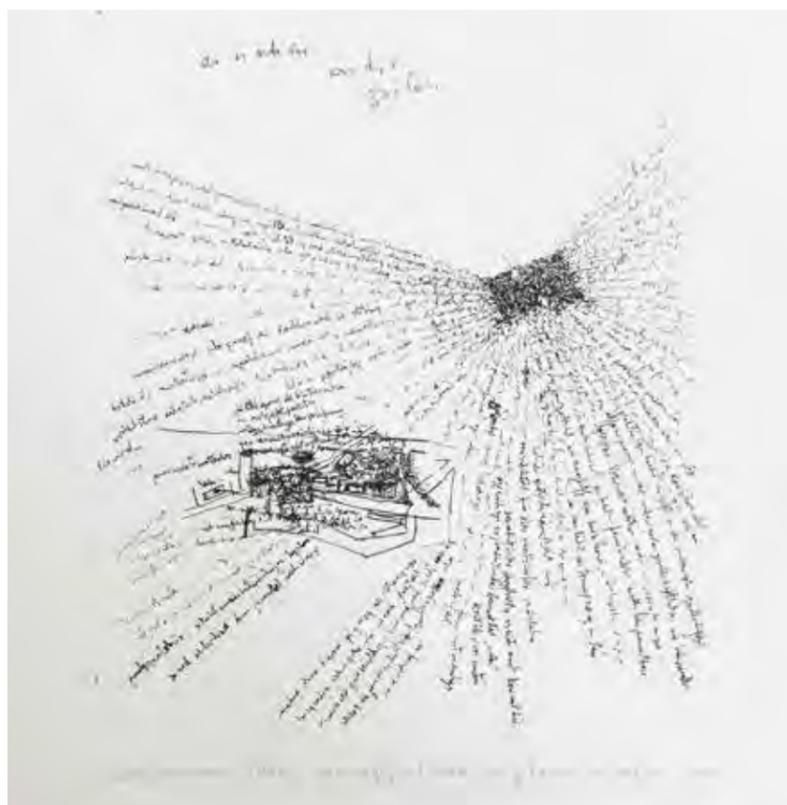
heutzutage mit Vollformatchips erzeugt. Und diesen Chips ist es eigen, dass sie fotosensibel bleiben. Dies würde nahelegen, dass sich das Subjekt immer wieder neu belichten, neue Fotoabzüge herstellen kann. Und wirklich scheint dies eine Hoffnung der Gegenwart zu sein. Sich immer wieder neu zu erfinden.

Mir erscheint dies jedoch eher wie das Kind mit dem Bade ausschütten. Und zwar immer und immer wieder. Und wahrscheinlich ist dies auch nur eine Spielart der Perversion, die verleugnet, an die Neurose gebunden zu sein. Ähnlich wie diese es gern vergisst, dass die Perversion das eigene Negativ ist.

Dem lässt sich entgegenhalten, dass die moderne Lern- und Hirnforschung den Spruch „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmer mehr.“ entkräftet hat. Die Ergebnisse dieser lassen sich zusammenfassen wie folgt: Was Hänschen spürte, kann von Hans wiedererlebt und verstanden und im Jetzt zu neuer Gestalt weiter entfaltet werden. In diesem Zusammenhang läge es dann wohl nahe, dass die Wahrheit im Hier und Jetzt in der Mitte liegt. Wir behalten zwar weitestgehend die Kontur des ersten Negativs, aber die Erkundung des Reliefartigen und auch die Veränderung desselben ist mittels „Durcharbeiten“ möglich. Dies wird wohl immer nur im Jetzt geschehen. ●



Andreas Kempe: In der Nacht, Monotypie



Carlfriedrich Claus: Fiktion – Sommergespräch 1980 mit Johannes R. Becher, Lithografie, 1980

Save the Day: Spätes Frühstück mit Beuys

Von **Joachim Seinfeld**

Es war ein langer Tag: Ausstellungseröffnung, Pressekonzferenz, Performance sowie zwei Vorträge über Kapitalismus und den Klimawandel. Und das alles vor dem Frühstück!

Joseph Beuys setzte sich auf das Filzsofa an den Holztisch, der mit den Schriften Rudolph Steiners übersät war. Eine Kerze in einem kupfernen Kerzenständer warf ein weiches Licht auf die Szenerie. Joseph war müde, aber sehr zufrieden. Die Studenten waren schwer beeindruckt gewesen von dem, was er über die Lösung der Probleme der Welt zu sagen gehabt hatte.

Er hörte noch die sanften Klänge, die Nam June Paik während der

Performance dem Klavier entlockt hatte. Er streichelte sein Haustier, einen Kojoten namens America, der zu seinen Füßen lag.

Ein kleiner Aufmunterer wäre jetzt nicht schlecht!

Er lüpfte den Hut, fuhr sich mit den Fingern durch sein dünner werdendes Haar, setzte den Hut wieder auf, erhob sich und ging zu dem Schrank an der Wand gegenüber. Beuys betrachtete die Flaschen, die auf dem Brett hinter der Glastüre standen. Es gab noch eine Flasche Black & White Whisky, deutschen Weinbrand und einen Rest Kirsch. Nach kurzem Überlegen entschied er sich für etwas Heißes. Auch wenn es bereits spät war, war ein Frühstück schließlich doch noch angebracht. Er ging in die kleine Küche neben dem Wohnzimmer. Wäre jemand im Wohnzimmer gewesen,

hätte er gehört, wie Joseph Beuys den Kessel aufsetzte, eine Tasse aus dem Küchenschrank nahm und diese auf ein Tablett auf dem Küchentisch absetzte. Nach einer Weile hörte man, wie etwas in die Tasse gegossen wurde.

Joseph Beuys kam ins Wohnzimmer zurück, räumte die Steinerschen Schriften weg und stellte das Tablett ab. Er nahm seinen Platz auf dem Sofa wieder ein und begann, die vielen Taschen seines Wehrmants nach Zigaretten zu durchsuchen. Er fand jedoch keine.

„Mist!“ dachte er und erhob sich mit einer müden Bewegung und leicht schwankend. Er trat dem Kojoten, der aufjaulte, auf den Schwanz. Die Schöße des Wehrmants wischte über die Tasse und warfen sie um. Das heiße Wachs, das sich darin befand, ergoss



sich über den Tisch: „Na ja, ein weiteres Stück Arbeit dem heutigen Tag hinzugefügt“, sagte er laut. ●

Joachim Seinfeld: Save the Day – Joseph Beuys (Ausschnitt), Foto: Joachim Seinfeld

Ein brutzelnd bunter Pfannenschmischmasch als kulinarischer Grenzgänger

Von **Saskia Horenburg**

It's hot! Don't touch the pan. Tönt der Service streng aber herzlich. Die Warnung höre ich kaum. Denn ich starre ehrfürchtig auf den langersehten, dampfenden, bunten Schmischmasch, der da endlich vor mir steht. Mitten in einem der bekanntesten Restaurants in der Altstadt von Jaffa, das am südlichen Rand von Tel Aviv liegt und in der Antike als das Tor zum Land Israel bekannt war. Hier kredenzen Bino Gabso, den alle Welt „Dr. Shakshuka“ nennt und seine flinke Service-Crew in schweren, gusseisernen Pfannen ein schmackhaftes Schmorgericht, das als eines der „Schlüsselgerichte“ des weltweit grassierenden Levante-Booms sowohl hippe Foodies wie auch verwöhnte Gourmet-Fans von New York, Sydney über London bis Berlin verzückt aufseufzen lässt.

Was aber ist das Geheimnis dieser „neuentdeckten“ „Wohlfühl“-Speise?

Das Rezept ist eher simpel, nahezu einfach: Aus frischen Tomaten, grüner Paprika, massenhaft Knoblauch, pikant-süßer Paprika, Chili, Salz, Kreuzkümmel und pochierten Eiern brutzelt ein nicht wirklich filigran anzuschauendes aber dafür schmackhaft-aromatisches Gericht sanft vor sich hin. Nach Belieben oder der jeweiligen Ernährungspräferenz ordert der geneigte Gast Mett nach Merguez-Art, Pilze, Blattspinat oder Auberginen dazu.

Und wer hat's erfunden? Nun. Hier beginnt die kulinarische Sinnfrage, die – wie so oft im Nahen Osten – nicht ganz einfach zu ergründen ist: Shakshuka, das Rund-um-die-Uhr-Wonnegericht vieler Israelis stammt, ebenso wie ihr prominentester Koch, Bino Gabso, aus Libyen, also Nord-

afrika, und wurde wohl einst von tunesischen und anderen maghrebinschen Juden nach Israel eingeführt. Israelis wie auch Touristen und sogar weitgereiste Journalisten werden zudem nicht müde, Shakshuka als israelisches Nationalgericht zu betiteln. Dies ist korrekt. Und wiederum auch nicht. Denn auch in syrischen, ägyptischen und sogar in türkischen oder spanischen Kochbüchern finden sich ähnliche Zubereitungsarten. Eine eindeutige Herkunft dieser Speise lässt sich also bisher nicht zuordnen. Alle Grundrezepte rund um das schmackhafte Schmorgericht haben jedoch eines gemeinsam: direkt aus der Pfanne und in Gesellschaft genossen, mundet es vorzüglich. Und tunkt man beherzt ein großes Stück Pita oder Weißbrot in das schlonzig-würzige Paprika-Tomaten-Ei-Gemisch, da braucht's auch kein Besteck. Herrlich!

Politikbefreites Teller-Einmaleins: Jüdisch, Arabisch? Oder einfach Levante 2.0?

Was ist überhaupt die typisch „jüdische Küche“? Denn anders als bei der deutschen, italienischen, chinesischen Küche oder gar der Haute Cuisine, die sich über Jahrhunderte verfeinern konnten, lässt sich der Begriff „typisch“ auf die jüdische und vor allem die israelische Kulinarik nur schwerlich übertragen. Juden lebten über 2000 Jahre über den gesamten Erdball verteilt und entwickelten ihre jeweils ganz eigenen Rezepte, die von der Küche jener Länder, in denen sie lebten, beeinflusst wurden.

So ist die jüdische Küche ein wichtiger Teil der eigenen Identität, weit über die jüdischen Speisevorschriften, die Kaschrut, hinausgehend, welche in der Thora nachzulesen sind. Zudem adaptierten die jüdischen Einwanderer die Küchenstile und Rezepte ihrer arabischen Nachbarn. Diese „arabisch-israelische“ Küche wird durch erlesene Gewürze wie Kardamom, Sumach, Kreuzkümmel, Zatar und die sonnengetreife, aromatische Gemüsevielfalt erst zu einem unverwechselbaren, orientalischen Hochgenuss.



Graffiti

Foto: Saskia Horenburg

Die renommierte, österreichische Ernährungswissenschaftlerin und Foodtrend-Forscherin Hanni Rützler spricht in ihrem Food Report 2018 denn auch von der neuen Küche der Levante, die zusehends besonders im Gastronomiebereich an Bedeutung gewinnt: „Der Aufstieg der israelischen Küche – so könnte man es pointiert formulieren – begann also mit ihrer ‚Arabisierung‘, mit der bewussten Auseinandersetzung nicht nur mit der traditionellen landwirtschaftlichen Produktionsweise in Palästina, sondern auch mit den arabischen Küchentraditionen, deren Einflüsse die israelische Esskultur heute deutlich stärker prägen, als die aschkenasischen Küchentraditionen der aus Ost- und Westeuropa eingewanderten Juden. Die alte Tradition der arabischen Küche wird in der pulsierenden jungen Gastronomie-Szene Israels gerade stylisch aufpoliert und setzt von Tel Aviv aus an, die westliche Restaurantwelt zu

erobern. Die neuen kulinarischen Impulse aus der Levante – aus Israel, Syrien, Jordanien und dem Libanon – schicken sich an, unserer Esskultur einen völlig neuen Spin zu verleihen: Sie wird legerer, gesünder, aromatischer und weltoffener werden. Mit der Neuinterpretation von Hummus, Shakshuka und Strudel gelingt ihnen, was Politikern schwerfällt.“

Mezze, Hummus, Falafel & Co: Die Levante-Küche als Brückenbauer?

Ob die moderne Levante-Küche, die oftmals als Brückenbauer oder sogar als „Peace-Food“ bezeichnet wird, tatsächlich das Zeug hat zur baldigen Befriedung der Region beizutragen? Zumindest in den Restaurants in Jaffa, bei Dr. Shakshuka, The Old Man and the Sea – über die Landesgrenzen hinaus berühmt für seine fantastische Mezze-Auswahl – und Abu Hassan – wo angeblich der bes-

te Hummus ganz Tel Avivs aufgetafelt wird – schlemmen Israelis und Araber Seite an Seite und genießen das friedliche Hier und Jetzt bei einer grenzüberschreitenden, köstlichen Mahlzeit. Denn die Lebensfreude, die herzliche Gastfreundschaft und das gemeinsame Essen an einer großen Tafel mit Familie, Freunden und Fremden nimmt einen ganz besonderen Stellenwert in beiden Kulturen ein.

Ganz im Sinne der culinary diplomacy oder auch Gastrodiplomatie, einer Form der Kulturdiplomatie, bei der Politik sprichwörtlich durch den Magen geht, lautet die Botschaft und Schlussformel dieses Essays: Make food, not war.

In diesem Sinne: בתאבון und استمتع بوجبتك und Guten Appetit. ●

*verwendete Quellen: u.a. Wikipedia & Food Report 2018, Hanni Rützler, Wolfgang Reiter, Hrsg. Zukunftsinstitut GmbH



Marek Schovānek: Hand Cuffs

Krautsbraten, oder die Ernährungsneurosen von gestern, heute und morgen

Von **Vincent Klink**,
Spitzenkoch und Buchautor, Res-
taurant Wielandshöhe
Stuttgart

Meine Eltern litten unter der Zwangsneurose, den Krieg zwar überlebt zu haben, aber eventuell doch noch zu verhungern. Ich selbst wurde als Kind regelrecht zwangsernährt: „Iss, damit was wirsch!“ hieß die Parole, und dazu wurden noch Nährbier und Lebertran gereicht.

Die Wünsche der Eltern habe ich dann über die Jahre mehr als erfüllt und dabei gelernt, dass Essen die schönste Sache der Welt sein kann. Meine Mutter aber sah das anders: Dauerkochen, von morgens bis abends in Gläser eindünsten, Säfte herstellen, Schweine schlachten, Würstchen füllen, Schmalz auskochen, zu all dem noch sechs Kinder aufziehen – das ging an die Substanz. Als die jüngste Tochter endlich das achtzehnte Jahr erreicht hatte, hatte Mutter genug. Sie ertrotzte sich einen verdienten Müttergenesungsurlaub in Spanien – und kam nie mehr zurück. Die exzessive Kocherei hatte ihr den letzten Nerv geraubt; am Familienleben konnte sie nichts mehr schön finden.

Sie hatte ihre Pflicht erfüllt, bis alle Kindlein flügge waren, und den Göttergatten dann allein in der Küche zurückgelassen. Dieser entwickelte sich vom Gourmet zum Frustkoch und Dauermampfer. Was sollte er auch sonst im Ruhestand tun, wenn kein Weib mehr da, die Bettstatt freudlos, die Bude leer und die Kinder nahezu erwachsen waren? Appetit und Durst, die beiden Reaktionen empfand er als das Zuverlässigste in seiner Restwelt.

Also kochen, das aber nach wie vor strategisch. Er brutzelte, sott und schmorte, schwang die Pfannen und schleppte riesige Töpfe, pflegte weiterhin „Grande Cuisine“ in großen Gebinden, als wäre der Clan noch vollzählig. Der Mann kaufte sich seinen ersten Tiefkühler, und so konnte guten Gewissens weitergeköchelt werden. Was nicht in den riesigen Bauch des Expatriarchen reinging, wurde eingefroren, später aufgetaut und als Novität gepriesen. Oft lud er meine Frau und mich ein, und es gab bei Tisch auch immer allerhand Kurzweil. Der Alte unterlegte die sonntäglichen Mittagessen mit seiner ungebrochen fröhlichen Lebensart. Alle Anwesenden schaufelten das Essen rein, dass die Schwarte krachte. So ging mancher Sonntagmittag ins Land, und was übrigblieb, brachte bald den Tiefkühler zum Platzen.

Die Zeichen standen jedoch auf Expansion. Ein weiterer Tiefkühler musste her, denn der Nachschub quoll ohne Unterlass. Halbe Schweine wurden gebunkert, der Alte verfehlte auf seiner Jagd kaum ein Reh oder eine Wildsau. Solche Edelteile gelangten freilich selten auf den Tisch, sondern wurden für besondere Anlässe aufgespart; diese wiederum waren rar gesät.

Damals betrieben meine Frau und ich bereits das Restaurant „Postillion“

in Schwäbisch Gmünd, meiner Heimat. Vater tönte: „Ich kann nicht zu euch in die Wirtschaft kommen, ich muss daheim ‚wegmachen‘. Ich hab' einfach zu viel Ware!“, jammerte der Alte, der zusehends vereinsamte. Mit der Vielfalt der Rezepte verhielt es sich ähnlich, sein Kochen lief auf eine Art kulinarischen Monotheismus hinaus. Ein-, zweimal hatte meine Frau Elisabeth ein Auge zugezückt und Anerkennung geheuchelt, wenn der berühmte „Krautsbraten“ im Ofen

Hals platzte, kam so. „Kommet doch am Sonntagmittag, es ist erster Advent, und ich koche euch Fasanen.“ Wenn er eine Hinterhältigkeit als Humanität zu verkaufen trachtete, verfiel er immer in eine Art klerikalen Lockton.

Das Mittagessen begann formidabel mit einer Super-Flädlesuppe, und die Fasanen brutzelten schon im Ofen. Papa bat mich, ihm die Küche etwas aufzuräumen. Ich wischte den Tisch und beförderte welke Salat-

klipp und klar: „Pfui Teufel! Die Fasanen hat noch der Hauptmann von Kafarnaum geschossen!“ Nie wieder setzte sie sich den Kochkünsten meines alten Herrn aus. Dass von dem Essen ziemlich viel übrigblieb, war für den Küchenvorsteher kein Problem: „Der Elektro-Feigl hat so viele Kühltruhen, dass er sie sogar billiger verkaufen muss!“

Als wir den Ort der Fasanenschändung verließen, wurde uns erstmals richtig bewusst, was den typischen Geruch der alten Villa ausmachte: Hier roch es wie in der Grabkammer einer Pharaonenpyramide. Das war wohl die hochbakterielle Abluft der Kühlaggregate, die mittlerweile zu einer Armada von vier Riesentruhen angewachsen waren.

Irgendwann wurde es aber auch den Tiefkühlern zu viel. Sie traten in den Streik. Still und tapfer knipsten sie sich aus. Papa befand sich damals gerade auf einer Südtirolreise. Als Papa nach vierzehn Tagen seine Kühlerleichen besichtigte, hatten die ausgetretenen Körpersäfte seiner Blechkameraden den Fußboden in ein Bakterienschlachtfeld verwandelt. Der flüssige Mageninhalt der Kühlboliden auf dem Kellerboden erinnerte an einen Teppich von Hüh-

nerkot. Die Natur hatte zurückgeschlagen.

Vater erreichte ein hohes Alter, startete noch einmal voll durch und lebte eine typisch schwäbische Schizophrenie: Er engagierte eine Zughfrau, welche die Kühltruhen bewachte, und kam zur Erkenntnis, dass die Nachkommen womöglich am Erbe großenwahnsinnig werden konnten. Er kaufte sich einen Mercedes 500, legte sich eine Freundin zu und machte Urlaub auf Madeira.

Vieles änderte sich, aber die Nahrungsgewohnheiten verfolgten offensichtlich den Menschen von der Wiege bis zur Bahre. Der gourmetmäßige Johannistrieb des Seniors erblühte noch um einige Jahre. Die Zukunft strahlte immer noch als Morgenröte. Aber dann: Die Freundin plumpste nach einem üppigen Mittagssmal in den Ohrensessel um ihr letztes Verdauungsnickerchen zu machen und wachte nicht mehr auf. Als dann Manitou den Großkoch wenig später zu sich in die Kombüse holte, fanden wir Kinder nach der Beerdigung in seinem Hause wiederum vier gefüllte Kühltruhen vor. Wir empfanden diese Boliden als eine der ersten Biotonnen weltweit, na ja, das konnte man auch einen Achtungserfolg nennen. ●

„Die Wünsche der Eltern habe ich dann über die Jahre mehr als erfüllt und dabei gelernt, dass Essen die schönste Sache der Welt sein kann.“

schmurgelte. Irgendwann aber gab es nur noch Krautsbraten, denn dieses Küchenwunder erfüllte alle Recyclingvisionen des Vaters. Das Rezept ist schnell erzählt: Irgendwelches Gefrierbrandfleisch wird durch den Wolf gedreht, ähnlich einer Frikadellenmasse vermischt und überkräftig gewürzt. Oft musste nämlich der antik-ranzige Geschmack des Gammelfleisches olfaktorisch übertönt werden. Der Krautsbraten war für ihn der Inbegriff gottgefälliger Verwertung: „Krautsbraten ist die Wiederauferstehung des Fleisches!“, sagte er. In eine gebutterte Form wurden aufgetaute Sauerkrautreste und die Hackmasse eingeschichtet und dann in den Ofen geschoben. Auf gute Durchgaren achtete er streng. „Eine Stunde bei zweihundert Grad ist das Mindeste!“ Als junger Koch hing ich an seinen Lippen, denn er war gelernter Bakteriologe und Tierarzt und als Veterinärdirektor die oberste Hygiene-Instanz der freien Reichsstadt. Er dehnte seine Erkenntnisse auf die Kochkunst aus und war einer der Ersten in meinem Berufsleben, der sich wissenschaftlich mit biochemischen Vorgängen des Kochens beschäftigte.

Der Mann kannte sich aus, was das Überleben aller Beteiligten garantierte. Er gab zu, dass er in seinem hohen Alter etwas von seinem feinen Geschmackssinn eingebüßt habe. Andererseits war er üblen Gerüchen und Substanzen gegenüber lebenslang nie schreckhaft gewesen: Im Rahmen seiner Doktorarbeit aß er vor einem großen Auditorium intensiv kauend und einspeichelnd die herausoperierte Riesen-Eiterbeule des Gemeindeebers von Straßdorf, um nachzuweisen, wie gewaltig die Zerstörungskraft von Magensäften sei.

Doch zurück zum „Krautsbraten“: Nach einer Stunde trug Papa sein Spitzenerzeugnis zu Tisch. Müffelte das Konstrukt noch etwas ältlich, streute der Küchenheld so viel groben Pfeffer drauf, dass bei den Essenden der Nasentod eintrat und ihnen fast die Zunge abfiel.

Irgendwann hatte meine Frau Elisabeth aber die Schnauze voll. Sie hatte schließlich in eine großbürgerliche Gourmetfamilie eingeheiratet und nicht in ein Abfall-Entsorgungsunternehmen. Dass ihr der schöne

blättchen in den Abfallkübel. Darin lagen zwei Plastiktüten, die meine Neugier weckten. Auf ihren Papierschildchen stand in Blockschrift: „Fasan, Ortenau, 1974.“ Mittlerweile befanden wir uns allerdings im Jahr des Herrn 1998. Am Tisch würgte ich dann mit winzigen Bissen an etwas Holzartigem herum, und Elisabeth mit ihrer feinen Nase sagte

S E L F



F. J. Herrmann

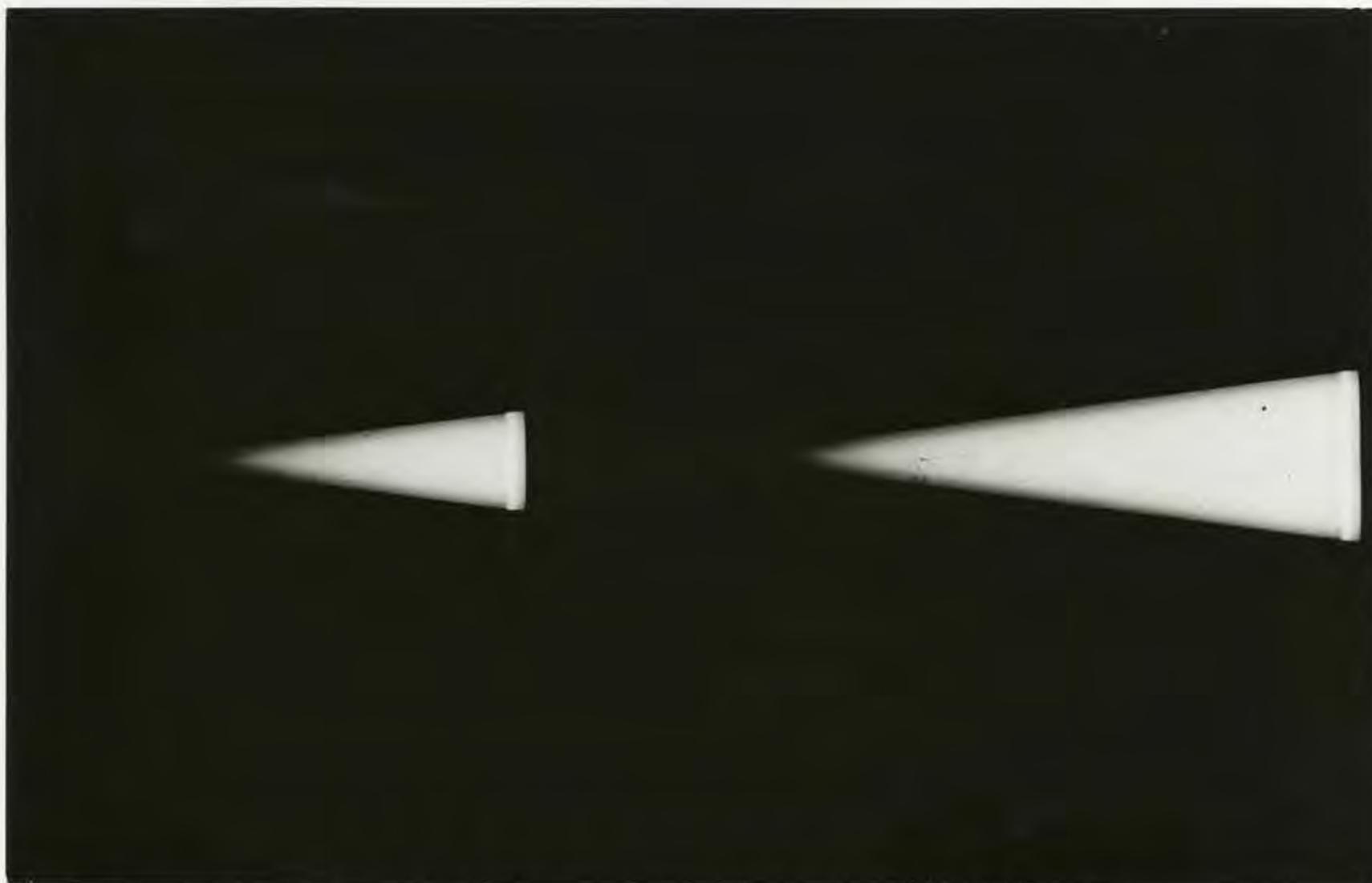
Von **Franz Josef Herrmann, München**

„Wir, die ersten Höhlenmaler sind nicht gestorben, vielmehr leben wir weiterhin unter euch Europäern, freilich tragen wir inzwischen Anzug, Schlips und Aktenkoffer mit uns. Ihr erkennt uns nicht, wir euch schon, zumal wir nicht viele sind, doch Zuhause mittlerweile in der ganzen Welt. Selbst dort, wo kaum etwas gedeiht, kommen wir vor, sitzend in Eispolarstationen unter lauter Glaziologen, die sich um den Klimawandel sorgen, der uns gleichwohl ein Phänomen zu sein scheint, das kommt wie es geht mit dem Menschen, der kommt wie er geht, je mehr er sich in Automobilen, Flugzeugen und Raketen bewegt, zerstörend Ozonschicht und anderes Gleichgewicht.“

Aber auch in den Valleys der schönen, tapferen Welt haben wir es uns eingerichtet hinter Computerterminals, auf deren Bildschirmen wir magische Malereien zaubern, die durchs Netz schwirren, wie von Geisterhand gepinselt, doch nicht zu verwechseln seien mit dem ganzen Schrott, der ansonsten durch die Digitalweltweiten schwirrt. Selbst der eine oder andere Späthippie, nur scheinbar möglicherweise auf einem Horrortrip hängengeblieben oder zurückgezogen in einer psychiatrischen Anstalt lebend, wo er während der wöchentlichen Kunsttherapiestunden grellbunt wilde Bilder auf klitzekleine Leinwände wirft, zählt sich zu unserer Minimalmalergilde, deren Mitglieder im Übrigen in deren Mehrzahl Frauen sind; denn wir, wir weiblichen Höhlenmaler waren es damals gewesen, denen es oblag, die Wohnwohnhöhlenwände zu verzieren, derweil die Manneszunft der üblichen Jagd nachging.

Natürlich schätzen wir – dies sei hier noch schnell gesagt – viele Meistermaler aller eurer Kunstepochen durchaus, Alte Meister sie oder Barocklichtschattenkünstler sie, Impressionisten sie und früh verstorbene Außenseiter sie, oder moderne Epigonen unserer Archaik sie, deren Werke auf euren Auktionsmärkten horrend hohe Preise erzielen, – freilich dies erst, wenn sie mausetot, aber glücklich sind –, Epigonen, über die wir nur katzenmüde lächeln könnten, dies uns aber wohlweislich verkneifen nicht nur, damit uns niemand in den Medien entlarvt, sondern auch, weil wir uns absolut gewiss sind, die letzten Höhlenmaler aller Pinselstilrichtungen nicht nur zu sein, sondern dass wir erst aussterben, so mit uns der erste Mensch vergeht.

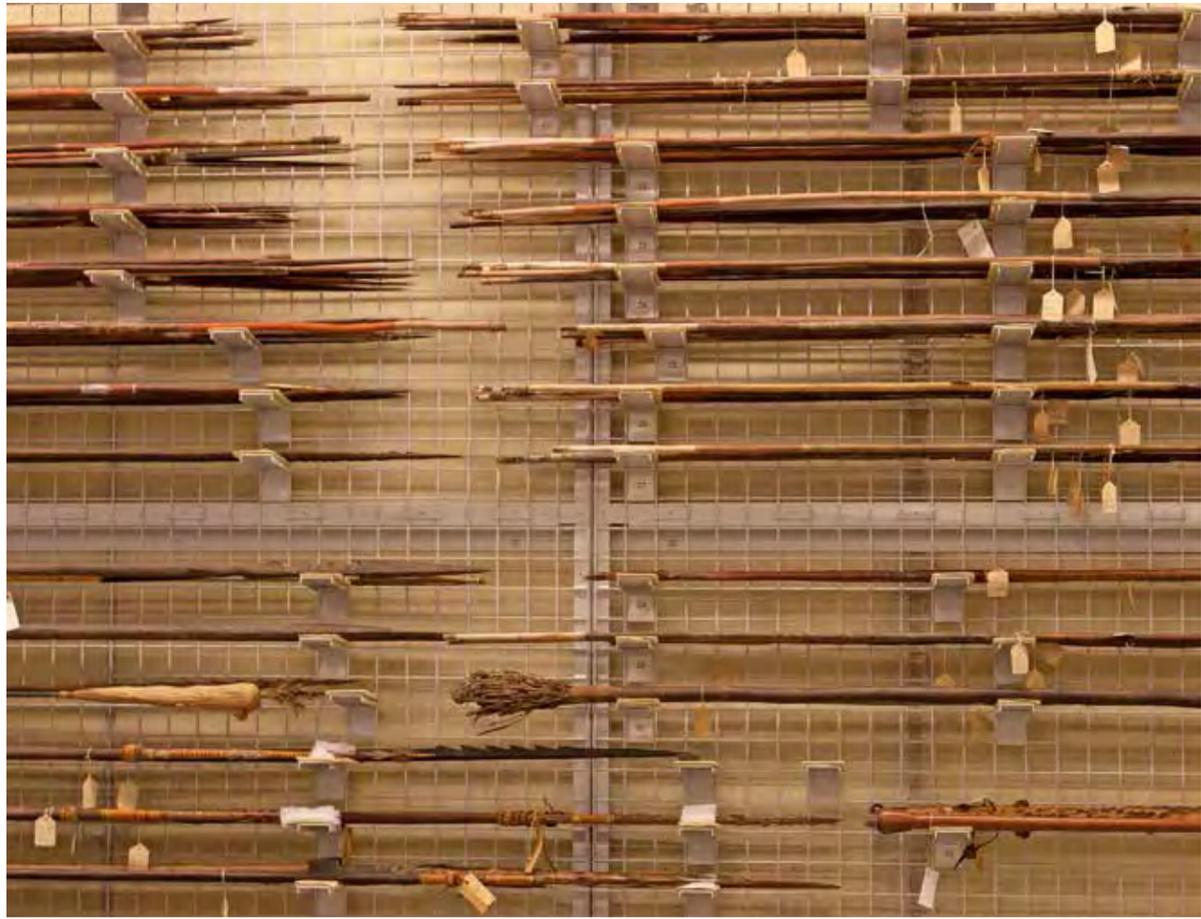
Wir, die ersten Höhlenmaler



COUNTDOWN SIGNS AND ALMOST UNBEARABLE CLICKING NOISE SUGGEST AN EARLY START OF THE MOVIE.



Anja Nitz: Depot, Dresden / Klotzsche, 2016

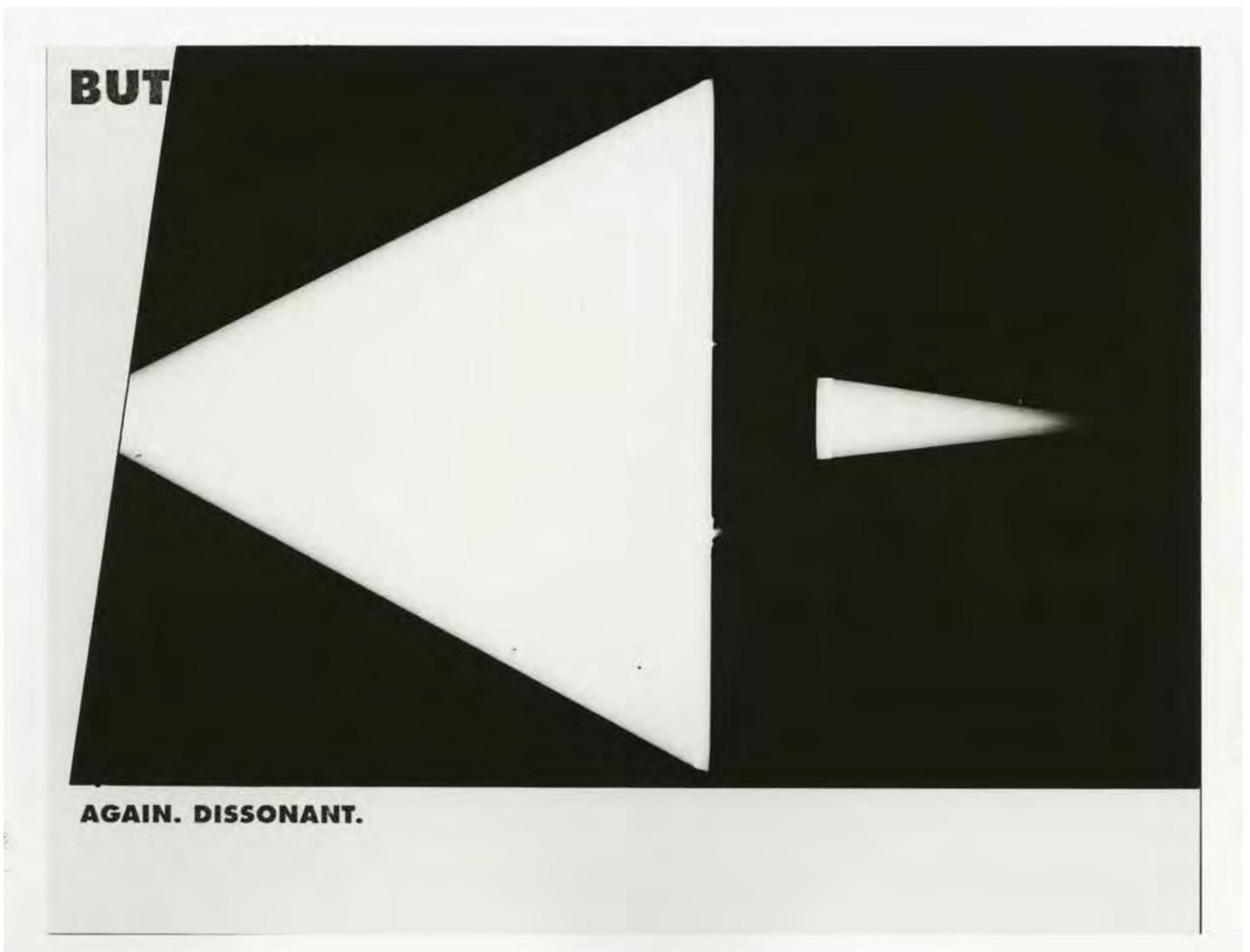


Anja Nitz: Speer, Depot Herrnhut, 2016

Das Jetzt auf Lager

Vitrine, Schatulle, Etikett, Verschluss, Verpackung, Kiste.
 Beschriftung, Kartei, Abteilung, Fach, Titel, Schub.
 Holz, Glas, Stahl, Leinen, Seide, Folie, Papier.
 Sortierung, Konservierung, Kartographie.
 Sammlung, Grabung, Schenkung.
 Objekt, Präparat, Bild.
 Archiv, Depot.
 Arsen.

Von **Anja Nitz**





Sie beobachtet ihn aus der Ferne. Sie liebt den Klang seiner Stimme. Sie errötet. Da ist er ja! – denkt sie oder spricht sie laut. / Seine Direktheit überrascht sie. Was ihm gefällt! / Eine Vorspeise in einem Lokal. Wer bereits alles hat, kann sich nicht mehr entscheiden? / Beim Arzt: – Ich habe Kopfschmerzen. – Das kommt von der Kälte. / Der Junge zupft sich ein Haar heraus und lässt es fallen in das Erdloch, vor dem er kniet. / An Weihnachten ein junges Gesicht ohne Bart. / Der Klavierspieler erhält heimlich das Geld des Mädchens. Es möchte kein Eis. / Ein Konzert. Ihm gefällt ihr eleganter Gang. Er fährt nicht mehr nach Hause. Der Hausschlüssel findet sich am nächsten Tag hinter einem Sofa wieder. / Es ist eben, wie es ist. Der Teenager hasst diesen Satz. Er glaubt, dass es so ist. / Das Mädchen an seiner Hand beschwert sich, läuft aber weiter. In der Ferne wird es daran denken. / Wie spät ist es? Deine Erinnerungen sind nicht meine. / Am Montag oder Dienstag geht keiner ran, am Dienstag oder Mittwoch geht einer ran oder ruft zurück. Am Donnerstag könnte man sich entgegenkommen. Die Ewigkeit wird vorweggenommen. / Wartest du? Ich habe das Klingeln gar nicht gehört. / Camping in einer Ausstellung: Es ist längst ein privater Ort geworden, als plötzlich Fremde den Raum betreten. Sie wacht auf. / Er will nicht glauben, dass es ihr gut geht. Allmählich wird er zu ihrer Muse. Eine männliche Muse? / Du lächelst. / Eifersüchtige Blicke im Raum. / Komm! – sagt das Kind zur Marionette und ergreift eine Hand. Die Fäden haltend folgt der Puppenspieler den beiden. / Welcher Tag ist heute? / Ich höre Stimmen, obwohl ich allein bin. Ich bin 10. / Tschüs. Juni. Das Zimmer wiegt sich in den Wellen. Ein Datum, das sich wiederholt. / Trauer erschwert ihren Körper. Sie fällt. / Gespräche dringen durchs halb geöffnete Fenster. Kinder verstecken im Keller ihr verkohltes Maskottchen. / Ein unerwarteter Anruf am Düsseldorfer Flughafen.

Von **Jo Preußler**

Fotos: Aljoscha Begrich, Lucas Fester und Jo Preußler

Wichtig ist, dass das photographische Bild eine bestätigende Kraft besitzt und dass die Zeugenschaft der Photographie sich nicht auf das Objekt, sondern auf die Zeit bezieht.“

Folgen wir Roland Barthes (Die helle Kammer, Frankfurt a. M. 1989), so lässt sich fragen, wie sich die Zeit einer Theateraufführung überhaupt fotografisch festhalten lässt. Welche Momente tragen die Stimmung der vollständigen Inszenierung? Welche Pose steht für das Ganze? Welchen Blick inszeniert der Theaterfotograf auf Bühne und Schauspiel? Welches Bild hält der Dramaturg für repräsentativ?

Eine Fotografie ist ein Schnitt durch die Zeit, die einen Augenblick der Welt fragmentiert, herauslöst und ihn als punktuelles Ereignis hervorhebt. Während das Lebende vor dem Verschwinden gerettet werden soll, bringt der Fotograf es selbst zum Verschwinden. So beschreibt es Philippe Dubois und vergleicht Fotografien mit „Insekten im Bernstein, lebendigen Leibes eingefangen und buchstäblich in *natures mortes* verwandelt“ (Der fotografische Akt, Dresden 1998). Die klassische Theaterfotografie sucht nach den entscheidenden Augenblicken einer Aufführung und sie gelingt nur, wenn sie die „Tiefe eines Konflikts“ durchblickt. Ein Theaterfotograf müsste demnach die Posen und Konstellationen – welche eine Inszenierung ausmachen – von Schauspielern in einem Bühnenraum belichten,

indem er dem „Wechsel des dramatischen Geschehens auf einzigartige Weise Dauer verleiht“ (Dieter Görne, Vorwort zu: Dauer im Wechsel – Hans Ludwig Böhme, Fotografie für das Staatsschauspiel Dresden, 1985 - 1991, Dresden 1991). Schon Lessing beschrieb in seinem Laokoon-Aufsatz den Widerstreit zwischen Malern und Dichtern als die Suche nach dem „prägnantesten Augenblick, [...] aus dem das Vorhergehende und das Folgende am begreiflichsten wird.“ (Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie, Stuttgart 1994). Zugespielt ließe sich sagen, dass die klassischen Theaterfotografen dem fruchtbarsten Augenblick einer Theateraufführung wie Schmetterlingsfänger hinterher jagen. Sie möchten das Theatrale, Präzise und Vergängliche in einen Rahmen setzen und feststellen. Dem entgegen steht der

Versuch der Langzeitbelichtung einer Theateraufführung. Diese nähert sich einer Vorstellung ohne ihr Zeit- und Raumkontinuum zu zerschneiden. Die Bilder aus der Totale, welche die Aufführungszeit vom ersten Auftritt bis zum Applaus in einem nur technisch möglichen, langen Blick einsehen, zeigen die Dauerspuren des Schauspiels und des Bühnenbilds.

In den Langzeitbelichtungen ist die Zeit der Vorstellung aufgehoben und das Geschehen in einer Verschränkung von Licht und Bewegung eingeschrieben. Doch in den Überlagerungen der Performance ist keine Dramaturgie mehr zu erkennen. Diese Form der Theaterfotografie zeigt den Zuschauern Bilder der Aufführung, die sie gesehen haben und dennoch so nicht sehen konnten. Die Transformation eines Theaterabends in eine



Die Großherzogin von Gerolstein - Regie: Thomas Schulte-Michels, Deutsches Theater 5. Juni 2004, 19:30 – 20:57 / 21:15 – 22:00

einzigste Fotografie ist sicher eine sehr kühle Spurensicherung. Neben der puren Dokumentation und der Möglichkeit, diese Bilder als Kontrollinstrument einzusetzen, versammeln die Bilder Spuren der Handlung. Die Theaterbilder ber-

gen chaotische Kausalitäten, blinde Flecken, Ballungen von Fährten und gespenstige Indizes, die zum hermeneutischen Betrachten anregen. Lässt sich in der Betrachtung eines langzeitbelichteten Stückes, in der Tiefe der Bildzeit, die Erinnerung an ein Theaterstück zur Aufführung bringen? Möglicherweise eröffnen sie eine Lektüre, die so spannend sein kann wie die Erklärung von Schmetterlingseffekten. ●

SPUR

Über die Kunst, ein Theaterstück zu fotografieren

Zur vertiefenden Lektüre

(u.a. über Schmetterlingseffekte) empfehlen sich „Aljoscha Begrich, Jo Preußler, **Wie sich Theaterstücke einbilden.** Für eine dramatische Fotografie des Theaters. In: fast forward. Essays zu Zeit und Beschleunigung, herausgegeben von Hartmut Rosa, Hamburg 2004“ sowie „Karen Stuke, **Die Trilogie der schönen Zeit,** oder: Warten macht mir nichts aus!, Bielefeld 2007“.



Andromache - Regie: Luk Perceval, Schaubühne Berlin 21. Januar 2006 19:42 – 29:35

Die Größte Show Der Welt!

CIRCUS MURAKAMI

Publikum
erzwingt Verlängerung!



23. Februar 2020
Grand Opening



Der Vogelmann



Blinkie, der Hundemensch



Die verrückte Pudelschow

Das lebendige Bestiarium mit dem phantastischen Vogelmann, dem schwebenden Hundemensch Blinkie, Unterwassermonstern & wilden mongolischen Einhörnchen (Erstmalig auf dem Kontinent!)

Sowas hat die Welt noch nicht gesehen! Draco, den einarmigen Bogenschützen, Pistolen-Jenny & ihre tanzenden Zwergpudel, Magiere, Freaks und perverse Seilartisten (Mitternachtsvorstellung)

Die Sensation! Reisen Sie in die Vergangenheit mit dem weltbekannten Hypnotiseur Ivan Ilyjanosch, und freuen Sie sich auf den Gastauftritt der Wahrsagerin Mme. Julie Paris. Sie kennt jetzt schon Ihre Zukunft ...

Jetzt Tickets buchen: www.juliamurakami.com

EBEN WAR MAN NOCH
GANZ KURZ JUNG UND
PLÖTZLICH IST MAN
GANZ LANGE ALT.



@Michael Ludwig

„Heute ist
die gute, alte
Zeit von
morgen.“

Karl Valentin

LESERBRIEFE

Ein anonymes Leserbrief

Sehr geehrte Sehnsuchts-Redaktion!

Als Kind hatte ich so meine Träume, das waren wohl auch Sehnsüchte. Einer war, dass ich Ballett lernen wollte. Meine Mutter hatte das gelernt. Sie hatte als Kind auch mal auf einer großen Bühne gestanden. Die GroBeltern sprachen so oft davon. Als Kind habe ich gerne „Schwanensee“ gespielt. Ich war der schwarze Schwan. Ballettunterricht gab es für mich nicht. Als ich als Kind einmal den Wunsch nach Ballettunterricht äußerte, traf mich ein leicht verächtlicher Blick. Ich sei zu alt, mich würde doch keine Ballettschule mehr nehmen; spätestens mit fünf Jahren hätte ich anfangen müssen. Und ich hörte gleich die Geschichte von der strengen Ballettlehrerin, die mit dem Stock, die Kinder züchtigte, damit diese auch ihre Hände richtig hielten.

Ich vergaß über Jahrzehnte meinen tänzerischen Traum.

Irgendwann Jahrzehnte später dachte ich wieder daran. Doch mein Körper machte mir einen Strich durch die Rechnung. Und ich vergaß meine Sehnsucht und fing an zu hinken und mit schweren orthopädischen Schuhen an den Füßen durchs Leben zu gehen.

Weit weg auch nur von dem Gedanken Ballett zu tanzen. Ich kam mir wie ein „Meerjungefrollein“ vor. Jeder Schritt schmerzte mich. An sich wollte ich mich gar nicht mehr bewegen. Da war schon gar kein Platz mehr für Sehnsucht.

Was war ich für ein Kind? Ich spielte mit Barbies und wurde dafür offen verlacht. Ich wollte an Karneval eine Prinzessin sein und erntete Spott dafür. Ich träumte davon Harfe zu lernen, nie habe ich auch nur eine Seite gezipft.

Mein zweiter Spitzname war Brutala, Brutalo, Brutala, Brutalo ... Alles Träume. Sehnsüchte. Alles Träume. Sehnsüchte. Und jetzt?

Wissen Sie, was mich manchmal so fertig macht? Solche Bewegungen wie „pink stinks“ oder die andauernde Reflektion über Männlich/Weiblich ... Ja rosa war auch meine Lieblingsfarbe, ich hatte kein rosafarbenes Kleid, nur meine Barbiepuppe, für die ich verlacht wurde.

Sie sind doch ein Sehnsuchts-Experte? Stimmt es, dass ich mich meiner tiefsten Sehnsucht stellen muss?

Wieso soll ich mich für Euch so verletzbar machen?

Was erzählt ihr mir von der Sehnsucht. Ich kann Euch vom Spott erzählen!

[Anm. der Redaktion: In der Regel veröffentlichen wir grundsätzlich keine anonymen Leserbriefe. Auf Grund der jetzigen Situation beschlossen wir, in diesem Moment vom Grundprinzip abzuweichen.]

Der dumme Spruch des Tages:

„Ganz
verspannt
im Hier
und Jetzt“

„It's always
bread and jam
tomorrow, never
bread and jam
today.“

englisches Sprichwort

Liebe Redaktion der Sehnsucht nach dem Jetzt,

Danke für das Angebot. Ist mir aber zu kurzfristig.

Zu Eurer Frage nach den Empfindungen des Schauspielers (kurz) vor dem Auftritt: Ein Profi empfindet gar nichts. Er konzentriert sich – auf sich selbst. Und das ist individuell verschieden. Ein Schauspieler macht Sudoku, ein anderer Kollege steht mit dem Gesicht zur Zimmerecke.

Ähnliches schrieb ich in der Zeitung als ein israelisches Theater im Zelt vor dem Bethanien gastierte. Ich sollte recherchieren, was ein jüdischer Schauspieler empfindet, wenn er einen SS-Mann im KZ spielt. Es ist nicht DER SS-Mann zu spielen, sondern immer ein Charakter!

Intelligenter (war bei der Zeitung nicht vorhanden) wäre gewesen, zu fragen, wie nahe geht es den Darstellern derer, die mit einem Stück Seife geködert wurden, ins Gas zu gehen, und die jeder in der Familie mindestens ein Shoah-Opfer hatten. (Das zu erleben war übrigens ein Hochgenuss! Die Besetzungsliste war das Who is Who des Sowjetischen Kinos der 1970er und 1980er Jahre!)

Und auch das hat mit JETZT zu tun: Welches Jetzt?

Walter Felsenstein hat in den 1950er Jahren bei der Erarbeitung des „Wallenstein“ für (wenn ich nicht irre) Stuttgart (er inszenierte gern Schauspiel, daher stammt seine Opern-Auffassung) eine Ästhetik begründet (die inzwischen Gemeingut geworden ist):

Schiller schrieb das Stück (Weimar um 1800) Wallenstein (Europa um 1600), das in Stuttgart (BRD 1950-60) aufgeführt werden soll. - In welcher Zeit soll die Inszenierung angesiedelt sein (ideell wie optisch/kostümlich)? Ich kürze das hier ab, es ist ein Aufsatz von vielen Seiten.

Welches JETZT, fragte er, ist dabei richtig? Das einzig nur bedingt nachvollziehbare (Subjektiv ≠ Objektiv) ist das gegenwärtige.

Mehr jetzt nicht. Nur: Fragt mich bitte möglichst nicht wieder kurzfristig. Und versucht bitte (!!!) nie wieder, mich listig rumzukriegen.

Sorry. Sonst immer gern mit Sonne an der Elbe, Veit Stiller

Fotostudio felina



Kleinanzeigen

Russenkamera. Defekt.

Dachbodenfund, vermutlich aus der Sowjetzone. Kugelförmige Kamera, Markenname schwer zu lesen, kon'yunktiva oder so ähnlich. Ich selber knipse mit dem Handy. Keine Ahnung wie ein Fotoapparat funktioniert. Daher als defekt, nur für Bastler angeboten. Oder als Zimmerdeko für Hipster. Preis VB. Abholung in Biesdorf möglich. Kontakt: katz@artyesno.com

Bitte melde dich!

Hab dich in der U5 nach Biesdorf gesehen: Du groß, schlank, m/w/d, dunkel und blond. Habe Sehnsucht, bitte melde dich jetzt. Chiffre: longing for the now.

SUCHE

eine Kamera, die gute Bilder macht. Chiffre: Sehnsucht

Wer kann helfen?

Suche Katzenflüsterer, der meinen zwei Miezzen Benehmen beibringt. Bitte Mail an nirvana@sehnsuchtnachdemjetzt.de

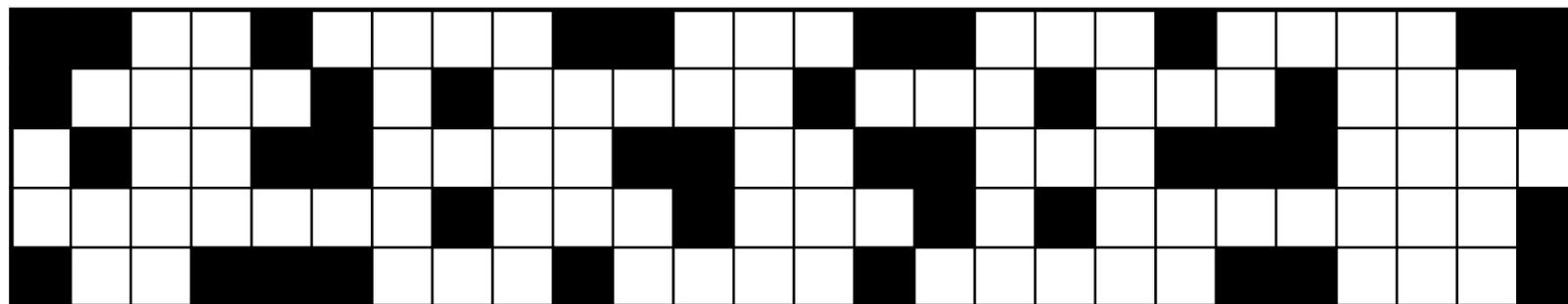
Wohnung frei

Günstig. Aufmerksame Nachbarn. Vormieterin spurlos verschwunden. Desw. kurzfristig frei. Nur an alleinstehende Damen. #woistdieblondebarbara



Anja Giese

Kreuzworträtsel



„Ich habe
meine gesamte
Zukunft für
ein einziges
'Gestern'
eingetauscht.“

Janis Joplin

WIR SAGEN DANKE

Entgegen der weit verbreiteten Auffassung leben Künstler nicht allein von Luft und Liebe, sondern benötigen jetzt [in der Gegenwart, sic!] ein wenig vom schnöden Mammon. Deswegen sind wir ausgesprochen froh über die finanzielle Förderung seitens der Senatsverwaltung

für Kultur und Europa sowie des Bezirksamtes Marzahn-Hellersdorf. Und wir freuen uns natürlich über die Medienkooperation mit der zitty. Darüber hinaus danken wir allen, die uns mit Rat und Tat unterstützt haben!

Herzlichen Dank für alles!

Gefördert durch:



Medienpartner:





Sinta Werner: The Venetian Macao



Anna Marie Jakupovič: Ferne, 2006

**„Es ist eine alte Geschichte
doch bleibt sie immer neu ...“**

Heinrich Heine, Buch der Lieder



9 783000 649295

ISBN: 978-3000-609295